



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

Männer und Frauen der Praxis melden sich zu Wort:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](#)

Männer und Frauen der Praxis melden sich zum Wort

1. Aus dem Seemannsleben

Wenn der erste Gruß des Frühlings Menschen und Erde beglückte, dann war unsere Sehnsucht nach Wasser und Schiffen nicht mehr zu bändigen. Der Deich! Der Deich! Ihm galt unser erster Weg — im Sturmschritt zurückgelegt.

Und tauchte dann am Horizont die erste schwache Andeutung einer Mastspitze auf, ließen wir sie nicht mehr aus den Augen, um nach Sichtbarwerden der Takelage und des Rumpfes Wetten abzuschließen über den Namen des Schiffs; wir kannten sie alle, waren doch unsere Väter auf der Rickmers-Werft und -Reederei beschäftigt.

Kann es jemand wundern, daß ich längst den Entschluß gefaßt hatte, Seemann zu werden? Ich war ja buchstäblich mit den Schiffen groß geworden, deren Kiel unmittelbar vor unserer Haustür aufgelegt wurde. Und sie hatten alle ihre Geschichte. Was wußten die Jans, Heinis, Karls und Lutjens nicht alles zu erzählen, wenn sie nach monatelanger Abwesenheit glücklich heimkehrten! Wie beneidete ich meine älteren Schulkameraden, die nun schon ihre ersten Reisen hinter sich hatten! Die zwei Jahre, die noch bis zu meiner Anmusterung vor mir lagen, dünkteten mich eine Ewigkeit ...

Mit jedem Stück, das die Mutter noch zur Vervollständigung meiner Seeausstattung anschaffte, hob sich meine Stimmung, während die Eltern immer mehr in sich gekehrt wurden.

Wenige Tage vor der Anmusterung unternahm ich meinen letzten Streifzug über den geliebten Werftplatz, der mir die frühesten Eindrücke von Schiffen und Seefahrt vermittelt hatte.

„Hallo, Kohlhas“ (den Spitznamen hatte ich bekommen, weil ich sehr schnell laufen konnte, mich niemals erwischen ließ, bald hier, bald da hervorlugte, wie ein Häslein aus dem Kohl) „hallo, Kohlhas“, tönte da unverhofft die Stimme des Werftinspektors Köhler zu mir herüber; „komm doch mal fix her!“ Ich wandte mich um und sah den Inspektor neben einem großen, breitschulterigen Mann am Kontoreingang stehen. Mit wenigen Sätzen war ich vor den beiden. „Dies ist Adolf Ahrens, einer von Ihren neuen Jungens, Kapitän Westermeyer“, stellte Köhler mich vor. O weh, fuhr es mir durch den Kopf, der Breitschulterige ist also der Kapitän der „Renée Rickmers“. Ich nahm Haltung an. Guten Eindruck machen — war mein einziger klarer Gedanke. Kapitän Westermeyer, dessen Gesicht von Wind und Wasser jene blaurote Farbe aufwies, deren Herkunft die Landratten fälschlicherweise einer zu engen Freundschaft des Seemanns mit dem Alkohol zuschreiben, ließ seine Augen prüfend auf mir ruhen. „Na, lang genug bist Du ja für Deine Vierzehn. Mußt' noch 'n bißchen in die Breite gehen.“ Ein Schlag auf meine Schulter

beendete diese erste Unterredung zwischen Kapitän und Schiffsjungenaspiranten, der dabei freilich den Mund nicht aufzutun gewagt hatte.

Zwei Tage später war die Besatzung der „Renée Rickmers“ pünktlich um 11 Uhr vor dem Seemannsamt angetreten, um ordnungsgemäß *anzumustern*.

Der kleine, ein wenig unersetzte Beamte, der hinter einem mit Aktendeckeln bepackten altersschwachen Tisch residierte, verlas die Bedingungen der Musterrolle. Dann trat der Steuermann vor und bekundete durch die Unterschrift seines Namens, daß er sich verpflichtete, zu den eben gehörten Bedingungen für die Reise nach England und weiter anzuheuern. Ihm folgten der Koch, der Segelmacher, der Zimmermann und die zwanzig Matrosen. Als letzter kam ich an die Reihe. „Adolf Ahrens“ bemühte ich mich in möglichst männlich ausschenden Zügen zu Papier zu bringen, als käme es darauf an, schon durch meine Unterschrift Mut und Entschlossenheit gegenüber den Zünftigen zu beweisen.

Als ich den Federhalter zurücklegte, hatte ich die unterste Sprosse der Stufenleiter meiner seemännischen Laufbahn bestiegen. Gegen eine monatliche Heuer von wenigen Mark; von mir aus hätte es auch gar nichts sein können, ich hätte doch unterschrieben!

„Ich bin fest!“, mit diesen Worten trat ich stolz am Mittag dieses Tages den Eltern gegenüber. „Morgen früh um sechs muß ich an Bord sein!“

Es war noch ein Schiffsjunge da. Franz Prager hieß er, ein unersetzer, aber stämmiger Junge, der, so schien es mir beim ersten Handschlag, ebensowenig von der Arbeit davonlaufen würde, wie ich es mir vorgenommen hatte.

Der Steuermann, dem wir zugeteilt waren, huldigte offenbar der Auffassung, daß es am zweckmäßigsten sei, uns Neue zuerst mit einem der beiden Elementen in Berührung zu bringen, dem wir unsere Zukunft verschrieben hatten. „So Jungens“, leitete er seinen ersten Auftrag ein, „kommt mit zum Trinkwassertank!“ Wir stiegen ihm nach, willig und dienstbeflissen, als wären wir dazu ausersehen, im nächsten Augenblick eine für das Schicksal des Schiffes und seiner Mannschaft ausschlaggebende Tat zu vollbringen. Am Großmast machte er Halt und wies uns auf eine Pumpe. „Unten ist ein Tank mit dem Trinkwasser für uns alle. Daraus habt ihr täglich das Wasserfaß in der Kombüse zu füllen, das die Tagesration enthält. Nun pumpst euch die Pützen hier mal voll und tragt das Wasser zum Faß.“ Er drehte ab und ließ uns mit unserer Weisheit allein. „Los, du pumpst“, kommandierte ich Franz Prager, während ich die Pützen unter den Kran bugsierte und die vollen gegen die leeren auswechselte. In jeder Hand einen bis zum Überlaufen gefüllten Wasserbehälter steuerten wir der Kombüse zu. „Reinschütten!“ Damit entfernte der Smutje das Schloß vom Faß und überließ es uns, den Deckel zu öffnen, während er mit einem wahren Schlachtmesser Bratkartoffeln in die Pfanne schnitt. „Du, Langer, wie heißt du?“ hielt er uns beim Zurücksteigen durch die Tür an. „Adolf Ahrens“ wandte ich den Kopf in halbgebückter Stellung zurück.

„Adolf . . . Mensch, wenn ich das schon höre! Bei mir heißt du ‚Adje‘, verstanden?“ „Jawohl“, fuhr ich ein wenig in die Höhe und stieß mit dem Kopf gegen den oberen Türrahmen, daß ich weiße Mäuse zu sehen glaubte. „Sag nicht immer so dusselig ‚Jawohl!‘ — ‚Ja‘ — genügt auch.“ „Jawohl“ . . . Eine Kartoffel war die fliegende Erwiderung, haargenau gezielt. Wir türmten in Richtung Wassertank. Ich malte mir im stillen aus, wenn das Temperament unseres Kochs am Ende einmal das Schlachtmesser als Wurfgeschoß . . .

„n bißchen dalli, Herrschaften! Es gibt noch mehr zu tun als so ‘n paar kleine Spaziergänge zwischen Tank und Kombüse“, diese Worte des Steuermanns bewahrten mich davor, jenen fürchterlichen Gedanken zu Ende zu denken. Der Leichtmatrose sollte uns zum Kabinenschuppen einweisen; er tat es in kameradschaftlicher Weise, ohne viel Worte zu machen. Das taten wir auch nicht, so wenig uns das Hantieren mit Schrubber und Besen als Möglichkeit zur Entfaltung unserer seemännischen Fähigkeiten erschien. Gemeinsam mit unserem Leichtmatrosen holten wir darauf das Essen aus der Kombüse und bauten es auf den Tisch im Mannschaftslogis auf. An der Mittags-tafel hatte ich die erste Gelegenheit, Studien über meine Tischgenossen zu machen, mit denen ich die Reise über Cardiff nach Singapore machen sollte. Da war der Zimmermann Nielsen, ein Norweger, der in der Ausführung seiner Bordarbeiten keine geringere Geschicklichkeit entwickelte als beim Herstellen von Schatullen und Tabakkästen während seiner Freizeit. Fast jedes der Besatzungsmitglieder pflegte eine solche Liebhaberei. Der Matrose Ohlsen war Spezialist in Mattenflechten, und unser Segelmacher Röpke fertigte Teppiche an, für die er sich die Wolle in England beschaffte. Sie dachten auch nicht in erster Linie an Verkauf; die Freude an der Arbeit stand Pate beim Basteln dieser vielen kleinen Kunstgegenstände und der Gedanke, ihre Angehörigen bei der Heimkehr damit zu erfreuen. Nach dem Abwaschen wurden Franz und ich weiter als „Transportarbeiter“ eingesetzt beim Verstauen des Proviants. Trotzdem wir am Abend müde waren zum Umfallen und uns bestimmt eine zweckvollere Tätigkeit denken konnten, sagten wir beide uns beim Schlafengehen, der Weg zum Kapitän sei freilich weit und offenbar recht holprig gepflastert, aber Kaufmann oder gar Beamter im eintönigen ruhigen Berufsablauf, wie die meisten unserer Klassengenossen, wollten wir unter keinen Umständen werden! Unsere Augen starnten in Fahrtrichtung des Schiffes auf die Kimm, hinter der nun das Unbekannte, das Fremde, das Geheimnisvolle sich bald offenbaren mußte.

Während der nächsten Tage hatten wir viel Gegenwind, so daß wir kreuzen mußten. Da gab es anstrengende Arbeit mit Segelbergen und -setzen. Alle 4 bis 8 Stunden mußte gewendet werden. Zur Ausführung dieses Manövers wurde die ganze Besatzung benötigt, denn unsere „Renée“ hatte immerhin eine Segelfläche von rund 300 Quadratmetern.

Beim ersten Anlandgehen im englischen Kohlenhafen Penarth bekam ich vom Steuermann den Auftrag, eine Lampenkuppel zu besorgen. „Ihr habt ja in Bremen auch in der Volksschule Englisch gelernt, nun zeige mal, was du

kannst!" hatte er zu mir gesagt. Beim Abliefern des Gekauften antwortete ich auf seine Frage, wie ich zurecht gekommen sei, sehr gut und betonte das „sehr“ so auffällig, daß mein Steuermann überzeugt sein mußte, keinen sprachkundigeren Einkäufer als mich finden zu können. Und dabei war es keineswegs so glatt gegangen, um so weniger, als man in Wales einen besonderen Dialekt sprach; im Laufe der nächsten Tage benutzte ich jede Gelegenheit, mit den Einheimischen englisch zu sprechen, und machte zu meiner Genugtuung merkbare Fortschritte.

Als wir wieder unterwegs waren auf „großer Fahrt“ im Atlantik — es war nicht mehr weit von den Kanarischen Inseln — an einem Sonntagvormittag ließ mich „der Alte“ rufen und sagte: „So, Adolf, nun zeig mal, was du gelernt hast! Ran ans Ruder!“ Dem Matrosen Hein, der am Ruder stand, trug er auf, mir es zu überlassen, aber gut acht zu geben, daß mir das Schiff nicht weg lief. Bei früheren schüchternen Versuchen hatte ich meist zu energisch gedreht. Das Schiff reagierte auf die leichteste Bewegung des Ruders viel empfindlicher, als man gemeinlich glaubt. Es ist hier ähnlich wie beim Erlernen des Autofahrens: Man muß erst ein Gefühl haben für die Empfindlichkeit des Fahrzeuges, das man dirigiert. „Der Alte“ ging auf dem Achterdeck auf und ab und beobachtete, wie ich mich anstellte. Nach einer halben Stunde ließ er den Matrosen, der immer auf dem Sprunge gestanden hatte, in die Spuren des großen schweren Steuerrades einzugreifen, abtreten. „Ja, ja, Hein, kannst abtreten; Adolf wird das schon allein fertigbringen.“ Mein Herz ritt eine Freudenattacke. Ich stand zum ersten Mal allein am Steuerruder; jedesmal, wenn ich es leise bewegte und empfand, wie das gut vor dem Winde liegende Schiff gehorchte, kam ich mir vor wie ein König, der nur mit dem kleinen Finger zu winken brauchte, um seine Befehle erfüllt zu sehen.

Nach anderthalb Stunden wurde ich abgelöst. „Gut gemacht, Adolf“, dabei schlug mir Westermeyers mächtige Pranke auf die noch recht schmale Schulter. Meine erste wahrhafte Seemannsarbeit war verrichtet, und das an einem Sonntag. Wenn das kein guter Anfang war! In Zukunft durfte ich jeden Sonntag steuern, sobald ich Freiwache hatte.

Weihnachten wurde ganz anders, als wir gedacht hatten. Den ganzen Tag mußten zwei Mann alle Kraft aufwenden, um das Schiff einigermaßen auf Kurs zu halten. „Auf keinen Fall loslassen! Könnt das Ruder dabei verlieren!“ warnte Kapitän Westermeyer, der breitbeinig auf dem Achterdeck stand. Die beiden „Rudergänger“ mußten schließlich mit Sicherheitsleinen festgebunden werden, damit sie beim harten Stoßen des Ruders nicht über das Rad geschleudert oder überhaupt weggeschwemmt wurden, wenn ein schwerer Brecher über das Heck kam. Wird unsere brave „Renée“ es schaffen?

Das Weihnachtsgeschenk kam nach, in Singapore, wo wir im Freihafen lagen. Der Kapitän hatte uns an Land gesehen — hineingezwängt in unsere Konfirmationsanzüge, die viel zu kurz und knapp geworden waren. Ein auf dem Schiff herumlungerner chinesischer Schneider erhielt den Auftrag, mir einen leichten grauen Anzug zu machen. Nach dem Maßnehmen eilte der dienstfertige

Chinese unter vielen Bücklingen von Bord. Der Anzug saß mir wie von einem Hoflieferanten geschaffen. Ich konnte mich nicht recht daran freuen, weil ich an die Bezahlung dachte, atmete jedoch auf, als ich erfuhr, daß mein guter Vater dem Kapitän Geld mitgegeben hatte für unvorhergesehene Fälle. Als mich dann nachmittags der Steuermann einlud, mit ihm den botanischen Garten zu besuchen, war ich völlig aus dem Häuschen. Ganz benommen wandelte ich durch dies Paradies. Der Abend fand mich im Logis bei einem begeisterten Brief an die Eltern . . . Und es ging weiter, es war Order da nach Brassein in Hinterindien, wo wir eine Ladung Reis aufnehmen sollten.

Viel habe ich in den vorgeschriebenen vier Jahren Fahrenszeit gesehen und erlebt. Die schlimmste Erinnerung ist die Strandung des Oldenburgischen Vollschiffs „Alida“ vor Chile, auf dem ich als Leichtmatrose angeheuert hatte, die schönste die 1½ Jahr währende Reise auf dem Bremer Vollschiff „Columbus“, das 1400 Brutto-Registertonnen faßte. Die Fahrt durch die Lombokstraße, die Javaseen und durch die Philippinen, über das Südchinesische Meer und durch die Sundstraße — alles war Neuland für mich, der ich so begierig war, zu sehen, zu hören, zu lernen. Auch die Kameradschaft war vorbildlich. Fünf Matrosen waren an Bord, die vorhatten, eine Navigationsschule zu besuchen. Unter ihnen hatte Carl Reumer, der später gleichfalls Lloyd-Kapitän wurde, am meisten vorgearbeitet; von ihm habe ich viel gelernt, unter anderem das Rechnen mit Logarithmen. Und daß wir Steuermannaspiranten in Kapitän Stöver einen Vorgesetzten hatten, der uns in jeder Weise unterstützte, praktische Erfahrungen in der Navigation zu sammeln, läßt die Erinnerung an diese Reise durch nichts getrübt sein.

In Elsfleth in der Navigationsschule angekommen, hatte ich Pech oder Glück, wie man will; denn der Kursus hatte bereits vor fünf Wochen seinen Anfang genommen. Ob ich es schaffen würde, lag einzig und allein bei mir. Mein Glück war vollkommen, als ich nach mehreren Monaten ernstester Arbeit am Ende der Examenswoche das Steuermannspatent ausgehändigt bekam. Neunzehn Jahre war ich alt und besaß nun die Berechtigung, als *Schiffsoffizier in der Handelsflotte* auf Schiffen aller Größen und auf allen Meeren zu fahren. Ein wichtiger Abschnitt meiner Laufbahn war beendet, ein noch wichtigerer brach an; denn nun würde ich Leute zu führen haben. Jetzt mußte es sich zeigen, ob ich stets die Augen offen gehalten und überhaupt das Zeug hatte, Vorgesetzter zu sein.

*

Und er hat es gezeigt! Denn unser Schiffsjunge *Adolf Ahrens* ist später — nach schweren Rückschlägen im ersten Weltkrieg — Kapitän auf dem 1924 gebauten großen Schnell- und Luxusdampfer „Columbus“ gewesen, wurde international berühmt durch seine „Gesellschaftsreisen um die Welt“, die bei peinlichster Pünktlichkeit nicht mehr als 3½ Monate dauerten. 1936 übernahm er dann die Führung des größten und schnellsten Lloydschiffes, der „Bremen“, mit der er das Blaue Band erwarb.

Die 187. Reise dieses schwimmenden Riesen: Bremen-New York-Bremen mit jedesmal 1200 glänzend untergebrachten Passagieren fiel in die Anfänge des zweiten Weltkrieges; als Ahrens trotzdem sein Schiff auf Umwegen in wachsamen Zickzackkurs mit friedlichen Mitteln nach Bremen zurückbrachte, ernannte ihn der Lloyd zum „Kommodore der Handelsflotte“!

Er hat in der Tat gezeigt, was sich bei einer Berufsausbildung von unten auf erreichen läßt.

2. Tierpfleger und Tierfänger

Der Verfasser der folgenden Abschnitte — HERBERT HAHN — ist Banklehrling gewesen; aber er hatte nichts im Kopfe als Tiere, Pflanzen, fremde Menschen und Welten. Da ihm seine Zahlen und Kontoauszüge nicht mehr gefielen, meldete er sich auf eine Annonce hin bei der Zoo-Firma Ruhe in Hannover und reiste in ihrem Auftrage nach Abessinien. Heute ist er übrigens Dozent an einer Pädagogischen Hochschule.

1. Ankunft in dem Tierfanglager in Diré-Daua

Auf dem Bahnhof von Diré-Daua begrüßt mich Charles Ohneiser, einer der Herren des hiesigen Ruheschen Tiersammellagers. Augenblicklich sei im Lager noch nicht viel los, so erzählt mir Ohneiser, vor einer Woche sei ein größerer Tiertransport nach Europa abgegangen, und so müsse alles erst wieder für neue Tiereingänge vorbereitet werden.

So plaudernd, gelangen wir vor das „Continental-Hotel“. Beim Abendbrot erzählt Charles von den Anfängen seiner tierfängerischen Tätigkeit. Eigentlich war er als gelernter Bierbrauer in die Welt hinausgefahren und schließlich auf der Südseeinsel Tahiti hängen geblieben. Dort fing er so nebenbei, eigentlich mehr als Spielerei, weiße Kakadus und sandte sie nach Europa. Er wurde dadurch bekannt, und eines Tages engagierte ihn die Zoo-Firma Ruhe in Alfeld.

Am Morgen weckt mich munter flötender Gesang. Wenn ich nicht draußen das Grün der großen Bananenblätter, die Melonenbäume und die roten Granatapfelblüten gesehen hätte, mich hätte dies Vogellied an das des Schwarzplättchens unseres Mischwaldes im Mai erinnert. Sonderbarerweise hat dieser hier singende Vogel auch ein schwarzes Kopfplättchen und ist auch fast so grau wie die eben erwähnte Grasmücke. Es ist aber ein afrikanischer Sänger, der Somali-Bül-Bül. Noch weht ein kühler Morgenwind; denn die Sonne hat den roten Berg, den Djebel-Amhar, der seine Vorberge bis dicht an die Stadt schiebt, noch nicht übersteigen können. Mich hält es aber nicht lange, schnell das Frühstück hinuntergeschluckt und hinaus auf die Straße zu unserem Tierlager, das außerhalb der Stadt am Beginn der Steppe liegt.

2. Wie „Abu-Sein“, der Vater des Sackes, gefangen wurde

Nun sind wir schon feste bei der Arbeit. Affenkisten, Vogelkäfige und Käfige für kleines Raubzeug müssen gemeinsam mit den indischen Tischlern hergestellt werden. Das Holz ist schlecht und der Draht noch miserabler. Es ist keine kleine Arbeit.

Eben nageln wir Tragehölzer an leere Bezinkanister, die wir zum Wasserholen gebrauchen, als Abdulla atemlos, aufgereggt und schweißtriefend angerannt kommt. „Tale wissa, tale wissa“, „kommt schnell, kommt schnell, draußen im Flußbett geht Abu-Sein spazieren. Wir wollen ihn fangen.“ Wir lassen natürlich sofort Hammer, Nägel, Kanister liegen und eilen in den

Materialraum, einen langen, fingerdicken Strick zu holen, und Abdulla rast in die Küche nach einigen Stücken Fleisch und einem Rippenknochen von Fingerlänge. Dann geht's im Trab an den Arabergräbern vorbei, in die Steppe und ins Flußbett hinunter. Weit unten spaziert Abu-Sein, der Vater des Sackes, der Marabu. Wirwickeln den Knochen in eines der lappigen Fleischstücke und binden ihn an den Strick. An das andere Ende kommt ein großer Stein. Nun wird der Strick aufgerollt und mit dem Stein zusammen flach im Sande vergraben. Nur das Fleischstück mit dem Knochen darin ist noch zu sehen. Die übrigen Fleischstücke werden in größeren Abständen auf den Boden gestreut. Während Charles und ich uns nun hinter ein Stück herabgebrochenes Flußufer zurückziehen, rennt Abdulla oben in der Steppe flußabwärts, um hinter den Marabu zu kommen. Wir haben nun Zeit und warten, aufgeregt und kichernd über den Spaß, der Dinge, die da kommen sollen. Vom Marabu ist nichts zu sehen; denn ein Ufervorsprung verbirgt ihn uns. Plötzlich erscheinen an der Flußbiegung zwei schwarze Kapraben und kommen wackelnden Ganges auf uns zu. Und siehe, da erscheint auch im heftigen Stechschritt Abu-Sein! Abdulla hat also seine Sache gut gemacht. Als harmloser Wanderer kommt er im Flußbett langsam herauf, den Marabu dadurch veranlassend, ihm ebenfalls flußauf aus dem Wege zu gehen.

Jetzt werden die Kapraben plötzlich sehr rege. Kein Wunder, sie entdecken die ersten Fleischstückchen. Gierig stürzen sie sich darauf. Beim zweiten Stück bekommen sie schon das Zanken, das merkt natürlich der Marabu. Seinen scharfen Storchaugen entgehen die Fleischbrocken auch nicht, hastig stürzt er heran. Die Raben fliegen zur Seite. Schnapp, schnapp, schnapp, verschwindet nun Brocken auf Brocken im riesigen Schnabel. Aber er muß sich noch mehr beeilen, denn sonst kommen ihm die Raben doch noch zuvor. Ah, besonders dort das große Stück — er tut ordentlich einen Hupfer, um schnell genug da zu sein. Schwapp, ist es verschlungen. Aber was hängt denn da bloß daran, das nimmt ja gar kein Ende. Erschrocken fliegt er auf. Das ist der Augenblick, wo wir uns aus dem Versteck auf ihn stürzen. Abdulla rast von der anderen Seite heran. Der Vogel taumelt, denn der Strick ging zu Ende und der Stein reißt ihn zurück. Wegen des Knochens aber kann er das Fleisch nicht schnell genug rauswürgen. So sind wir bei ihm, und ehe er sichs versieht, ist der Vater des Sackes gefangen. Nun hat er erst das Fleischstück auswürgen können. Wir binden ihm mit dem Strick gleich die Ständer zusammen. Charles klemmt ihn sich unter den Arm. Ich halte den Schnabel fest, und ab geht's ins Lager. Abdulla kommt lachend und vor Freude hüpfend hinter uns her. Sein „Bakschisch“, das weiß er, ist ihm heute sicher.

3. Von der Arbeit im Tiersammellager

Nun bin ich schon einige Wochen alleiniger Herr und Gebieter im Tiercamp; denn Ohneiser ist nach Addis-Abeba hinaufgefahren, um die zehn vom Kaiser von Abessinien gekauften Löwen abzuholen. Meine Tätigkeit hier ist sehr interessant, aber auch genau so schwer.

Die Arbeit beginnt, wenn kurz nach fünf Uhr die Sonne rot über den Djebel Amhar steigt und den kalten Nachtwind in die Berge scheucht. Dann warten schon drei bis vier Eingeborenenfrauen vor der Tür, die die Milch für die jungen Antilopen, Warzenschweine und Flußschweine bringen. Ich prüfe sofort, ob die Milch auch nicht „gepanscht“ ist, und Adam, der Küchenboy, setzt sie im Eisentopf auf den Küchenherd. Die Frauen erhalten ihr Geld und gehen zum Wasserbassin unter der Akazie, in der ein Silberschnäbelpärchen sein Nest baut, und reinigen dort mit Hilfe von Sand die Wein- und Kürbisflaschen von den anhaftenden Milchresten. Während Adam dann die gekochte Milch durch Rühren abkühlt und die Schüsseln der Schweine auswäscht, bringe ich den beiden jungen Guereza-Affen „Isaak und Jakob“ ihr Frühstück. Es besteht aus Bananen, Feigen, Mohrrüben, kleinen Äpfeln und Weißbrot. Die Campboys Taber und Achmed reinigen unterdessen die Vogelkäfige und die Kisten und Käfige der Mantelpaviane und Meerkatzen. Die Reinigung der Guerezaseidenaffen, die wegen ihrer Kostbarkeit und größeren Empfindlichkeit nicht in Kisten untergebracht sind, sondern einen großen Käfig mit Kletterbaum haben, nehme ich selbst vor. Dazu gehört natürlich auch, daß man sich eine Weile mit ihnen beschäftigt. Besonders sprechen muß man mit ihnen; wie es überhaupt außer den Fischen und Schlangen kein Wirbeltier gibt, das einen „stummen Menschen“ liebt. Es kann ruhig Unsinn sein, was man ihnen sagt, die Hauptsache ist, daß man überhaupt etwas sagt.

Inzwischen hat Adam die Flaschen bereits mit der abgekochten Milch gefüllt, ich ziehe den Gummisauger darauf und beginne mit dem Tränken der jungen Antilopen. Wenn ich nach einer Stunde damit fertig bin, ist mein Hemd zum Auswinden naß, denn die Antilopen, die noch nicht mit Trinken dran waren, haben es mir fast vom Leibe gelutscht. Nun kommt Adam mit der Schüssel für die jungen Warzen- und Flußschweine. Sie enthält in Milch aufgeweichtes Weißbrot, Weizenkleie, gemahlene Durrha und gequetschte, gekochte Kartoffeln. Dies Futter muß ich den Frischlingen selbst hineinbringen, denn Adam und die übrigen Boys sind Mohammedaner, für sie sind Schweine „unrein“. Und komme ich aus dem Schweinekäfig, so bin auch ich „unrein“; denn da man sich natürlich auch ein Weilchen mit diesen drolligen Wesen beschäftigt, so haben sie reichlich Gelegenheit, ihre Beinchen, mit denen sie in der Futterschüssel waren, an mir abzuwischen. Ja, eines der Warzenschweinchen bringt es dabei sogar immer fertig, mir unten in die Hosenröhren reinzuschließen und oben im Hemd herauszukommen. Bin ich damit fertig, so kommen auf meinen Ruf: „Woraba . . . raba . . . raba“ sofort die jungen Tüpfelhyänen, Schakale und Löffelhunde aus dem Hause gesaust, wo sie hinter Kisten allerlei Allotria getrieben haben, und holen sich ihr Schälchen Milch ab. Ohne fürchterliches Gewinsel und Gequieke geht das natürlich nie ab. Das eigene Frühstück wird nur so nebenbei mit eingenommen, während ich schon in den Vogelschuppen gehe, um die Vorbereitungen für die Vogelfütterung zu überwachen. Für die „Weichfresser“ unter den Vögeln müssen gekochtes Rind- oder Kamelfleisch, gekochte Eier, gequollener Mais, Reis sowie roher Kürbis und Mohrrüben durch den Fleischwolf gedreht werden. Dagegen die sechshundert

Papageien sind mit Suffi-Sonnenblumenkernen und Durrha schnell zufriedengestellt. Nun werden alle Behausungen der Leoparden, Löwen, Hyänen, Erdferkel, Adler, Geier, Hühnervögel und Kleinraubtiere gesäubert, und die Hühnervögel erhalten ihr Körnerfutter. Zwischendurch werde ich aber fortwährend abgerufen; denn es kommen Tierfänger oder Bauern mit Ware und wollen abgefertigt sein. Täglich brauche ich allein für die Vögel zweihundert Eier, eine Unmenge Früchte aller Art für Affen und anderes Getier, Hühner für Kleinraubtiere und Leoparden. Frauen bringen große Körbe voll Durrha und Weizenkleie. Auf Kamelen oder Eselrücken werden Säcke voll verschiedenen Körnergutes und Grünfutter gebracht. Kurzum, täglich habe ich auf dem Camphof einen bunten Lebensmittelmarkt, der noch dadurch besonders interessant ist, daß auch die lebende Ware der Tierfänger mit dabei ist.

Diese Halbtagsarbeit wiederholt sich nach der Mittagspause unter mancherlei unvorhergesehenen Abwechslungen. Mit Einbruch der Dämmerung folgt der abschließende Rundgang durch das Lager, und wenn draußen vor der Mauer die Hyänen heulen, kriecht man in sein vom Moskitoschleier umhängtes Feldbett. Vielleicht kann man doch mal bis fünf Uhr früh durchschlafen, wenn die Stachelschweine, Leoparden und Hyänen so freundlich sind und keine Ausbruchsversuche unternehmen.

3. Sechs Monate in einer Modelltischlerei

Der Verfasser HEINRICH HAUSER ist zwar Schriftsteller, hat aber, um sein Buch über das Schwarze Revier echt und lebendig schreiben zu können, selbst längere Zeit dort in einem Hüttenwerk gearbeitet.

Die Tischlerei meines Hüttenwerks lag in eine Ecke eingeklemmt zwischen zwei Bahndämmen und den Resten eines Bauernhofs, der zwischen zwei Fabriken — Rheinstahl und Phönix — zerdrückt war.

Die neuen Kollegen, die da einer nach dem andern an die Stechuhr treten, gefallen mir; ruhige Leute, sie gehen mit der Sicherheit der Facharbeiter, deren Stellung krisenfest ist, die gut verdienen. Dabei ist die Modelltischlerei im ganzen des Werkes eigentlich nur ein Hilfsbetrieb, der den Sandformern die Holzmodelle liefert, die sie zum Aufbau ihrer Gießform brauchen.

Meine erste Arbeit dort war an der *Bandsäge*, deren Kreischen sich in diesem Raum mit dem tiefen Brummton der Abricht-, Hobel- und Fräsmaschinen mischt. Die leichte und straffe Bewegung, mit der man das Holz gegen das sausende Blatt vorschiebt, ist fast mühelos. Doch darf es nicht zu Leichtsinn verführen; ein Finger kann leichter abfliegen als ein Knüppel Eichenholz! Es ist hier wunderbar sauber; es sind Gebläse da, die das Sägemehl absaugen. Erfrischend ist der Geruch des Holzes, er wirkt wie Medizin für einen, der wie ich aus dem Hochofenbetrieb mit seinen Schwefel- und Mangandämpfen kam. Erle, Birnbaum, Nußbaum sind die bevorzugten Modellbauhölzer.

Nach 14 Tagen gab mir der Meister eine *Drehbank*. Da hatte ich zum erstenmal eine Maschine, die mir fast allein gehörte. Sie ist durch Treibriemen mit der Transmissionswelle verbunden; ich kann sie einschalten und ausschalten, indem ich einen Hebel bediene, der den Riemen auf die Riemenscheibe wirft, ganz nach eigenem Willen und wie die Arbeit es nötig macht. Es kommt viel darauf an, die Stücke, die man drehen will, richtig einzuspannen. Das geschieht mit einem Zirkel; es ist schwer zu glauben, mit welchem kindlichen Stolz es mich damals erfüllt hat, ein so feines Werkzeug zu handhaben. Ist der vierkantige Klotz fest eingespannt, wird die Maschine in Gang gesetzt. Ich kann anfangen, mit einem groben Hohleisen den Klotz zunächst rund zu drehen. Das Hohleisen, das aufgestützt liegt auf dem „Support“ (Träger), muß zart behandelt werden.

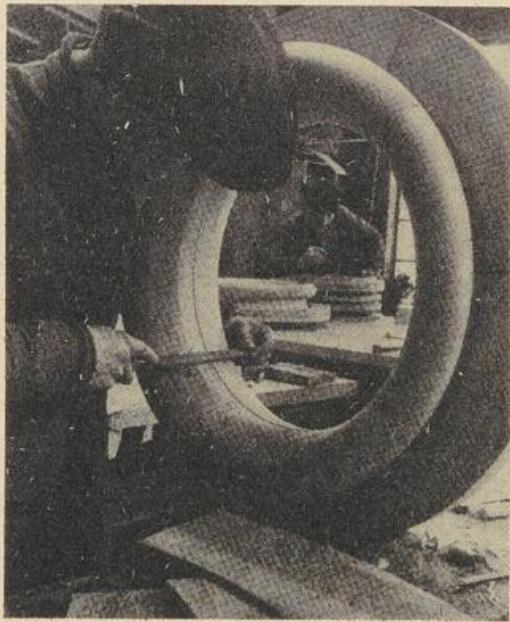
Beide Hände greifen von oben, die eine liegt flach kurz hinter der Schneide, die andere ruhte mit sanftem Druck am Ende des Griffes. Wenn man die Schneide zu scharf gegen das Holz andrücken würde, besteht die Gefahr, daß Holz und Eisen abfliegen. Mit den Vorschriften, die Unfälle verhüten sollen, ist hier nicht zu spaßen. Der Lehrling darf erst nach seinem 16. Jahr solche Arbeit wagen und auch dann nur unter Aufsicht. Die Holzbearbeitungsmaschinen laufen ja mit so hoher Geschwindigkeit, daß man das Werkzeug kaum noch sieht.

Um so mehr hält man die Augen auf das Werkstück. Wenn die Ausschläge der Kanten immer geringer werden und die Rolle in ihrer Bewegung stillzustehen scheint, beginnt die feinere Arbeit, teils mit Flacheisen und schräger Schneide. Die Maße werden mit dem Zirkel nachgeprüft. Man fängt an, in die runde Walze *die Formen einzuschneiden*, die herauskommen sollen. Dabei arbeitet man weniger mit den Muskeln als mit den Nerven der Hand. Es ist, als streichelte man das Holz, so zart sind die beinahe schon durchsichtigen Späne, die gewellt wie Locken sich von der Oberfläche lösen, aus der Schneide zitternd in die Höhe wachsen und schließlich fortgeschleudert werden.

Wenn das Werkstück fertig ist, wenn die Maße stimmen, mit jenem Zehntel Millimeter Zugabe, die nötig ist für den letzten Schliff, dann wird *Sandpapier* geholt. Der Ballen der Hand poliert jetzt mit leisem Druck die Flächen, empfindsam fast wie ein Bildhauer die Tonfigur.

Ein gelernter Modelltischler ist *ein Facharbeiter von hoher Klasse*. Er muß die Zeichnung, die vom Konstruktionsentwurf als Blaupause kommt, verstehen wie ein Ingenieur; ohne Mathematik geht's nicht! Er muß die Pause aber auch verstehen wie ein Former: Was hohl ist, wird voll, was voll ist, wird hohl. „Das ist Hirnakrobatik“, sagte mir einmal einer meiner Kollegen, „das kann nicht jeder. Aber es übt das Denken ganz allgemein. Mancher von uns hat's auf diese Weise schon weiter gebracht. Der technische Leiter einer großen Automobilfabrik war früher Modellmacher.“

Der Meister, der hier die Arbeit verteilt, muß große Erfahrung haben, um die Arbeit wertmäßig abzuschätzen. Es gibt viel Ehrgeiz in dieser Tischlerei.



Blick in eine Modelltischlerei

Die Männer drängen sich, die schwierigsten Stücke zu bekommen, nicht nur, weil das mehr Geld für sie bedeutet, sondern weil sie es wie eine Auszeichnung empfinden.

Das Holzmodell eines Maschinenteiles sieht anders aus als das fertige Gußstück. Seine Maße müssen um einen kleinen Prozentsatz größer sein, weil das Eisen beim Erkalten in der Form zusammenschrumpft. Das Modell muß außerdem so gebaut sein, daß der Former es aus seiner Form herausnehmen kann, ohne diese zu zerstören. Das Modell ist also meist zerlegbar, aus mehreren Stücken zusammengesetzt, dazu gehört viel Kopfarbeit. Ganz kleine Fehler können ein Modell entwerten; zum Beispiel, wenn man vergißt, die Dicke zu berechnen, mit der das fertige Stück gestrichen wird, dann stimmen schon die Maße nicht.

Die Modelltischlerei erinnert — freilich nur äußerlich — fast an einen Spielzeugladen durch die heitere Farbe des roten Lacks, mit dem die Modelle überzogen werden. Merkwürdig ist es, wie die Verschiedenheit des Materials das Gewicht verändert: ein Lokomotivrad, das in Stahl gegossen ein Gewicht von vielen Zentnern hat, hebt hier ein Mann mit zwei Fingern auf.

Die sechs Monate in dieser Tischlerei waren die glücklichsten meiner Volontärzeit. Kopf und Hand waren an der Arbeit gleich beteiligt. Es war ein Gleichgewicht da, das nicht zerstört wurde durch die Überbeanspruchung einzelner Muskelgruppen. Und die Modelltischler waren Leute, mit denen sich ernsthaft und gut reden ließ. Sie wußten in der Geschichte des Reviers Bescheid, erzählten vom Werden und Vergehen mancher berühmten Werke. Viel sprach man von den Persönlichkeiten der Großunternehmer wie Thyssen oder Hugo Stinnes. Von ihm ging das Wort um, man solle dafür sorgen, daß aus der großen Suppenterrine der Arbeiterschaft die Fettaugen nach oben kommen, um die mit der Zeit sich verbrauchenden Kräfte der leitenden Familien zu ersetzen.

Es war ein menschlich feiner Betrieb, der mir zum erstenmal die Überzeugung eingab, es müsse möglich sein, die Industrie des Reviers so zu gestalten, daß der Mensch im Arbeiter zu seinem Recht kommt.

4. Plauderei über den Buchdrucker

Ich habe einen Freund. Ernst heißt er und ist so, wie er heißt, ernst. Man kann sich gut mit ihm unterhalten. Seine Fragen sind verständig und beweisen, daß er vorher nachgedacht hat. Ernst kommt Ostern aus der Schule und weiß schon heute, was er lernen will. Buchdrucker will er werden.

„Warum willst Du denn Buchdrucker werden?“ habe ich ihn neulich auf einem Spaziergang gefragt.

Eine Weile schwieg er; dann meinte er nachdenklich: „Noch lieber würde ich Maler werden. Aber mein bißchen Zeichnen reicht wohl nicht dazu. Die vielen bunten Bilder auf den Illustrierten und großen Reiseplakaten gefallen mir sehr. So etwas möchte ich machen können.“

„Dann müßtest Du nicht Buchdrucker, sondern Tiefdrucker werden; denn die meisten Bilder sind Tiefdrucke.“

„Wieso? Ist das nicht dasselbe?“

„Nein, das ist es nicht. Buchdruck ist heute ein Sammelname für Vieles. Abgesehen davon, daß es Buchdrucker gibt, die niemals ein Buch gedruckt haben, gibt es auch Drucker, die sich nicht Buchdrucker nennen, sondern Tiefdrucker, Offsetdrucker, Lichtdrucker, Steindrucker, je nachdem, welches Druckverfahren sie benutzen. Manche Drucker nennen sich auch nach den Maschinen, an denen sie arbeiten, Flachdrucker, Rotationsdrucker, Tiegeldrucker, Zweitouren-drucker und so fort. Aber das ist nicht so wichtig.“

„Doch. Das ist mir wichtig. Wenn ich Drucker werden soll, dann möchte ich doch gern wissen, was es da für Möglichkeiten gibt.“

„Bevor wir die wichtigsten Unterschiede feststellen, muß ich wissen, ob Du schon einmal eine Druckerei gesehen hast?“

„Natürlich. Ich bin doch im Abschlußjahr. Wir haben mit unserem Lehrer auch eine große Druckerei besichtigt.“

„Das ist gut. Hast Du Dir die Maschinen genau angesehen und herausgefunden, worin sie sich unterscheiden?“

„Ich weiß nicht genau, aber bei einigen großen Maschinen war der Drucksatz rund, und bei den anderen war er flach.“

„Das ist richtig und gibt Dir eine erste Unterscheidung. Die Maschinen, die runden Satz haben, heißen Rotationsmaschinen, und die Drucker daran heißen Rotationsdrucker oder Rotationer. Sie selber nennen sich scherhaft-drastisch „Rollenkutscher“. Und die anderen Maschinen, bei denen die Druckform flach auf einer Eisenplatte, dem Fundament, eingespannt ist, heißen Flachdruck-maschinen. Die Drucker heißen Flachdrucker.“

„Ist die Ausbildung bei beiden verschieden?“

„Nein. Jeder Drucker muß zunächst einmal Flachdrucker werden. Wenn er dann ausgelernt und in den Jahren danach genügend Maschinenkenntnisse erworben hat, dann kann er sich noch in einer dreimonatigen Lehrzeit als Rotationer ausbilden lassen. Aber die meisten Flachdrucker wollen keine Rotationer werden.“ „Warum denn nicht?“

„Die Frage könntest Du eigentlich selber beantworten. Was ist Dir denn im Saal der Rotationsmaschinen aufgefallen?“

„Ich erinnere mich gut daran. Im Saal war ein furchtbarer Lärm. Der Boden zitterte, und man mußte brüllen, wenn man etwas sagen wollte. Ich war froh, als ich wieder draußen war.“

„Na, und sonst ist Dir nichts aufgefallen?“

„Doch, wir haben noch darüber gelacht. Unsere Haare waren wie mit Mehl bestäubt, und unsere Stullen, die wir draußen aßen, schmeckten so ähnlich, wie es drinnen gerochen hatte, nach Terpentin und Farbe.“

„Gut, Ernst. Das hast Du genau beobachtet. Die Flachdrucker wissen, daß sie als Rotationer mehr verdienen könnten, aber sie wissen auch, wie schädlich der Lärm und die schlechte Luft für ihre Gesundheit sind. Der Mehlstaub auf Euren Haaren war übrigens Papierstaub, den der Rotationer ständig einatmen muß. Bei der rasenden Bewegung der Walzen lösen sich Farbteilchen auf und schweben in der Luft herum. ‚Die Farbe fliegt‘, sagt der Drucker.“

„Na, ich werde ganz bestimmt kein Rotationer. Aber das brauche ich doch wohl auch nicht, wenn ich die schönen bunten Bilder drucken möchte. Die Rotationer, die ich gesehen habe, druckten Zeitungen, Tageszeitungen.“

„Das kann ich Dir noch nicht versprechen. Auch bei den Tiefdruckern gibt es Rotationer und Flachdrucker. Nur setzen sie das Wort ‚Tiefdruck‘ vor ihre Berufsbezeichnung. Sie heißen also Tiefdruckrotationer und Tiefdruckflachdrucker.“

„Dann wäre ja Tiefdruck und Flachdruck überhaupt kein Gegensatz, und ich habe immer gedacht. — — “

„Halt, mein Junge! Jetzt fängt's an, schwer zu werden. Wir wollen versuchen, die Begriffe klar auseinanderzuhalten. Wonach haben wir bisher die Drucker unterschieden?“

„Nach den Maschinen, an denen sie arbeiten, Rotationsmaschinen und Flachdruckmaschinen.“

„Schön. Das ist aber nicht die einzige Unterscheidungsart. Es gibt eine andere, die viel wichtiger ist.“

„Aha! Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen. Wir haben in der Schule so etwas gemacht. Es ist ein Unterschied, ob ich Buchstaben drucke oder Bilder, zum

Beispiel einen Linoleumschnitt. Die Buchstaben stehen hoch, und die Bilder sind tiefgeschnitten. Dann wäre ja der Druck von Buchstaben Buchdruck, und der Druck von Bildern wäre Tief . . . ?“

„Halt, halt! Dein Beispiel ist falsch. Ich will mal so fragen: Welche Teile der Buchstaben werden vor dem Abdruck eingefärbt, die hochstehenden oder die tiefstehenden?“

„Die hochstehenden Teile, natürlich.“

„Und welche Teile werden bei dem Linoleumschnitt gefärbt und abgedruckt?“

„Auch die hochstehenden.“

„Richtig, Ernst. Bei beiden werden also die hochstehenden Teile gefärbt und gedruckt. Dieses Druckverfahren nennt man Hochdruck. Es ist die Druckart, die von altersher am meisten gepflegt worden ist bis — sagen wir — etwa 1930. Seitdem gewinnt ein anderes Druckverfahren immer mehr an Boden und zwar so erfolgreich, daß man es das Druckverfahren der Zukunft nennen könnte.“

„Ja, aber! Ist denn ein anderes Drucken als Hochdruck überhaupt möglich? Was tief liegt, kann doch nicht drucken. Drucken kommt doch von drücken. Wenn ich mich auf einen steinigen Boden lege, drücken doch immer die Steine und nicht die Zwischenräume zwischen den Steinen.“

„Das stimmt schon. Wenn ich aber den Zwischenraum zwischen den Steinen mit Wasser ausgieße und Du legst Dich darauf, was geschieht dann?“

„Dann drücken mich die Steine immer noch, und mein Anzug wird naß.“

„Wie kann er naß werden, wenn Du nur auf den Steinen liegst?“

„Na, ja. Mein Körper ist ja nicht ganz eben. Meine Kleider werden in die Zwischenräume hineingedrückt und saugen das Wasser auf. — Das ist eine Folge der Adhäsionskräfte des Wassers oder auch der Kapillareigenschaften der Stofffasern, das haben wir im Physikunterricht gelernt.“

„Das hast Du aber sehr vornehm, richtig wissenschaftlich gesagt, mein lieber Ernst. Wenn Du früher geboren worden wärest, hättest Du vielleicht den Tiefdruck selbst erfunden!“

„Jetzt machen Sie sich lustig über mich.“

„Aber nein. Dein Beispiel sagt genau, was Tiefdruck ist. Was gedruckt werden soll, Buchstaben oder Bilder, wird in eine Platte eingeschnitten oder eingätzt und eingefärbt. Ein Papierbogen wird daraufgelegt. Eine Gummiwalze drückt den Bogen so fest auf die Platte, daß er auch etwas in die Zwischenräume hineingedrückt wird, und das Papier saugt die Farbe aus den Zwischenräumen heraus. Das ist Tiefdruck. Man kann die Druckplatten flach lassen, dann hat man den Tiefdruckflachdruck, oder man kann das, was gedruckt

werden soll, gleich in passende Zylinder einätzen, dann hat man den Rotations-tiefdruck.“

„Ich verstehe noch nicht, wie es möglich ist, die tiefen Stellen einzufärben und die hochstehenden nicht; denn die dürfen doch nicht mitdrücken, wenn ich Sie richtig verstanden habe.“

„Du hast richtig verstanden. Man hat zwei Möglichkeiten, um zu verhindern, daß die hochstehenden Teile gefärbt werden oder gefärbt bleiben. Entweder man versieht die hochstehenden Teile mit einer farbabstoßenden Schicht, die das Einfärben verhindert, oder man wischt die hochstehenden Teile wieder sauber. Die zweite Art wird heute meist benutzt. Zu diesem Zweck läßt man über die Druckform ein dicht aufliegendes federnides Stahlmesser gleiten, das sogenannte Rakel. Es gibt Fachleute, die danach das ganze Druckverfahren nennen: Rakeltiefdruck.“

„Nun ist mir klar: Flachdruck ist der Gegensatz von Rotationsdruck. Und Sie meinen, der Tiefdruck wäre das Druckverfahren der Zukunft?“

„So ist es. Diese Zukunft hat schon begonnen. Der Tiefdruckanteil der Druckerzeugnisse wird immer größer, weil er besonders bei hohen Auflagen und bei farbigen Drucken schneller, billiger, und — das wollen allerdings noch nicht alle Drucker zugeben — auch schöner ist.“

„Dann will ich also Tiefdrucker werden, um die schönen Farbdrucke herstellen zu können.“

„Hm! Ich glaube, ich muß Dich enttäuschen.“

„Warum denn? Sie haben doch gesagt, ich müßte Tiefdrucker werden, wenn ich Farbdrucke wie die Illustrierten und die großen Deutschlandreisebilder machen wollte.“

„Das habe ich gesagt; aber so junge Menschen wie Du können nicht gleich Tiefdrucker werden, sie müssen erst Buchdrucker, Flachdrucker, werden und können erst später, wenn sie älter sind, in den Tiefdruck überwechseln.“

„Warum denn das?“

„Es gibt verschiedene Gründe dafür. Der Hauptgrund aber ist die Gesundheitsschädlichkeit dieses Druckens. Ich will es Dir erklären. Wenn die Druckfarbe in die Tiefen einer Druckplatte hineinkommen soll, welche Eigenschaft müßte sie dann haben?“

„Sie müßte möglichst dünn, vielleicht sogar flüssig sein.“

„Richtig. Sie muß dünn sein. Druckfarbe ist aber ihrer Natur nach nicht dünn, sondern fest. Sie muß also verdünnt werden. Wenn sie aber auf das Papier gedruckt ist, dann darf sie nicht dünn bleiben — der Druck würde sonst verschmieren — sie muß schnell fest werden. Zu diesem Zweck benutzt man Lösungsmittel, die die Farbe verdünnen, aber selbst schnell verdampfen.“

Das sind heute Xylol, Tuluol und Benzol. Die Dämpfe dieser Mittel sind gesundheitsschädlich, sie zerstören die Blutkörperchen. Natürlich versucht man, die verdampften Lösungsmittel abzusaugen, aber es bleibt genug übrig, was die Drucker einatmen müssen. Das ist der Grund, weshalb Jugendliche im Tiefdruck nicht Lehrling werden können.

„Das sehe ich ein. Dann müßte ich eben erst Buchdrucker werden und später Tiefdrucker.“

„Ja. Aber Du sagtest doch, noch lieber wärest Du Maler geworden. Um die schönen Farbdrucke herzustellen, braucht man doch nicht unbedingt Drucker zu werden. Es gibt eine ganze Reihe Berufe im graphischen Gewerbe, die eigentlich mehr mit der Herstellung solcher Drucke zu tun haben als der Drucker, der am Ende des Produktionsprozesses steht. Da sind die Photographen, die Kopierer, die Retoucheure, die Ätzer, die Galvaniseure und noch eine Reihe anderer, deren Tätigkeit genau so wichtig, zum Teil sogar interessanter als die der Drucker selber ist.“

„Das interessiert mich sehr.“

„Für heute haben wir genug geplaudert. Vielleicht holst Du Dir einmal ein Buch über den Rakeltiefdruck aus der Bibliothek oder auch eine Biographie über den Erfinder des Rakeltiefdrucks, Karl Klietsch, der selber Maler und Zeichner war. Die unter seiner Leitung in England hergestellten ersten Rakeltiefdrucke, mehrfarbige Reproduktionen alter Meister, haben um 1900 schon großes Aufsehen erregt. Ich habe solche Bilder zu Hause; wenn Du mich einmal besuchst, kannst Du sie Dir ansehen und mit den heutigen Tiefdruckplakaten vergleichen. Bis dahin auf Wiedersehen!“

Fritz Blümel, gelernter Buchdrucker, jetzt Schulleiter in Berlin-Britz

5. Von seltenen, aber um so interessanteren Berufen

Von solchen Tätigkeiten berichtet uns der Chef der Vereinigten Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei in Berlin-Neukölln; es handelt sich um die Berufe des Mosaiksetzers oder des Glasmalers oder des Kunstglasschleifers oder des Kunstglasers.

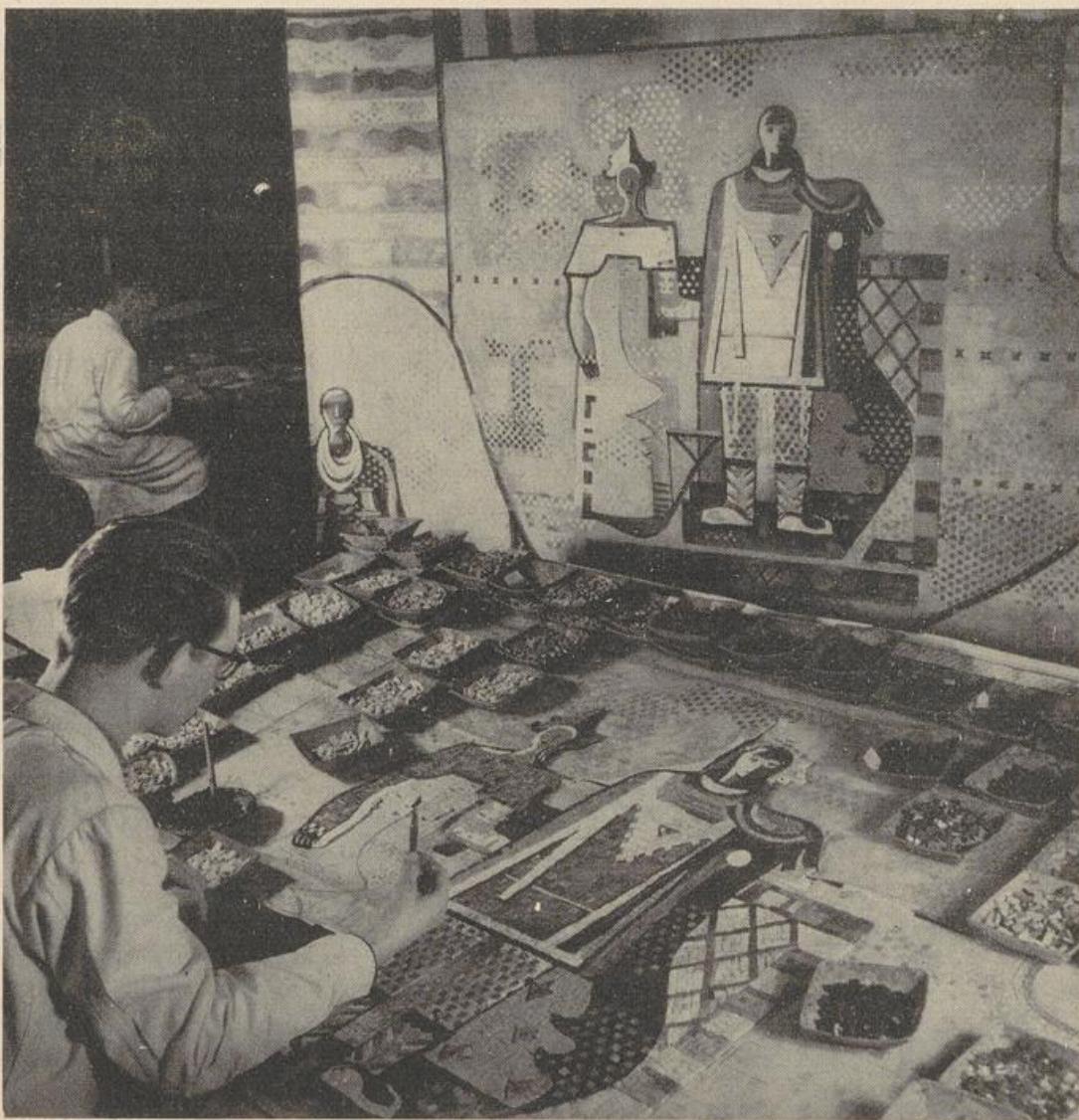
Werkstücke, an denen die gestaltenden Hände dieser Handwerker beteiligt gewesen sind, finden sich in der ganzen Welt: in den Kirchen Jerusalems, im Waldorf-Astoria-Hotel in New York, an den Wänden der Kontinentalbank in Lima, im eingelegten Schwimmbadboden der Privatjacht des griechischen Großbreeders Onassis wie in der alten Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche oder an den Säulen im neuen Allianzgebäude am Kurfürstendamm!

Die Schilderung der Kleinarbeit an solchen Kunstwerken regt vielleicht diesen oder jenen unter unseren Lesern und Leserinnen an, derartige Möglichkeiten bei ihren Berufsüberlegungen in Betracht zu ziehen. Wer sich im „Werken“ durch ausdauernde Geduld und peinliche Genauigkeit, sowie im Zeichenunterricht durch Form- und vor allem durch Farbsinn ausgezeichnet, darf auch an die ersten beiden der hier beschriebenen Berufe denken.

Der Mosaiksetzer

Das Wort „Mosaik“ ist griechischen Ursprungs. Ein aus vielen einzelnen, bunten Stein-, Glas- oder Marmor-Stücken zusammengesetztes Ornament oder Bild ist ein *Mosaik*. Schon im Altertum entstanden Fußböden oder Wandverzierungen in Mosaik, und sie haben, im Gegensatz zur Farbdarstellung, Jahrtausende überdauert. Die Witterung konnte den Steinchen, die in eine Wand, eine Decke oder einen Fußboden eingesetzt waren, nichts anhaben. Man nennt deshalb die Kunst des Mosaiksetzens auch „Malerei für die Ewigkeit“.

Heute arbeitet der Mosaiksetzer mit einer Auswahl von 10 000 bis 12 000 Farben-Nuancen. Glas-Mosaik ist ein durch und durch gefärbtes, undurchsichtiges Glas, welches in einer Spezial-Glashütte bei 1 200 Grad Celsius geschmolzen wird. Im Mosaik-Lager lernt der Mosaiksetzer, wie man das



Material mit einem Spezial-Werkzeug (Mosaik-Schläger-Hammer und Meißel) in kleine Steinchen aufspaltet. Dies geschieht nur durch ein leichtes, gefühlvolles Fallenlassen des Hammers auf das über den Meißel gehaltene Glasmaterial. Im großen Mosaiksetzersaal hängen farbige Vorlagen, die von namhaften Künstlern entworfen und in Original-Größe des später auszuführenden Mosaiks gemalt sind. Jeder Mosaiksetzer arbeitet an einem Teil-Ausschnitt. Er klebt die kleinen Steinchen mit einem wasserlöslichen Mehlkleister auf ein Arbeitspapier, auf welchem nur die Hauptlinien vorgezeichnet sind. (Siehe Abbildung I.) Die Setz-Technik und die Farbenauswahl nimmt der Mosaiksetzer vor, wobei er sich aber genau an die vom Werkstattleiter zum Beginn jeder Arbeit ausgegebenen Richtlinien halten muß. Jeder muß diese Anpassungsfähigkeit besitzen. Der von jedem einzelnen an seinem Arbeitsplatz gesetzte Teil muß, eingefügt in die Teile, die von etwa 10 bis 15 anderen Arbeitskollegen angefertigt wurden, so gut hineinpassen, daß das fertige Mosaik-Gemälde in künstlerischer, farblicher und technischer Hinsicht gesehen, als „Ein Ganzes“ wirkt.

Von besonders am Bau geschulten Kräften (es sind auch gelernte Mosaiksetzer) wird nach Fertigstellung des Mosaikgemäldes in der Werkstatt die Montage in die zu schmückende Wand, Decke oder den Fußboden in Zementmörtel vorgenommen und zwar so, daß die einzelnen Arbeitsstücke mit den in Spiegelbild aufgeklebten Steinchen in den frischen Mörtel hineingedrückt werden. Nachdem dieser etwas erhärtet ist, wird das Arbeitspapier abgelöst und entfernt.

Im Gegensatz zu der sitzenden, ruhigen Tätigkeit in der Werkstatt erfordert diese zusätzliche Spezial-Ausbildung, daß man sich auch auf einem Baugerüst schwindelfrei bewegen kann und daß man mit Baumaterialien wie Kalk, Mörtel, Zement usw. umgehen kann. Als perfekter *Mosaik-Setzer*, wie er sich nach jahrelanger Tätigkeit nennen kann, hat er die Möglichkeit, Deutschland und darüber hinaus die ganze Welt kennenzulernen.

Der Glasmaler

Nach einer großen, farbigen Zeichnung eines Künstlers werden die farbigen, durchsichtigen Gläser herausgesucht. Es sind sogenannte Echte Antikgläser, die in süddeutschen Farben-Glashütten geschmolzen werden. Vom Kunstglaser (siehe auch weiter hinten „Der Kunstglaser“) werden die Gläser zugeschnitten. Genau nach der Vorlage des Künstlers werden nun durch den Glasmaler alle Linien und Schattierungen mit sogenanntem „Schwarzlot“, das ist ein fein pulverisiertes schwarzes Glas mit Metall-Oxyden vermischt, auf das Glas aufgemalt. (Siehe Abbildung II.) In einem Brennofen wird das Glas mit der Schwarzlot-Malerei gebrannt, das heißt, bei einer Temperatur von etwa 650 bis 700 Grad Celsius wird das Glas rotglühend, und die Malerei auf dem Glas brennt darin ein. Nach dem Abkühlen wird das Glas auf einwandfreien Brand geprüft.



Die Scheiben kommen nun in die Kunstglaserie und werden dort mit Blei-Sprosse zu einer schönen, farbigen Kunst- oder Blei-Verglasung zusammengefügt. In eine Fensteröffnung eingesetzt, können die Witterungseinflüsse der Malerei nichts mehr anhaben.

Wie ein Mosaikbild besteht so ein fertiges Fenster aus vielen einzelnen Scheiben, nur daß diese, im Gegensatz zu einem Mosaiksteinchen, um ein Vielfaches größer sind und daß sie ihre Leuchtkraft erst in der Durchsicht gegen das Tageslicht oder manchmal auch gegen eine künstliche Lichtquelle erhalten, während das Mosaikbild in der Ansicht bzw. Aufsicht wirkt.

Die Kunst der Glasmalerei geht auf das 12. Jahrhundert zurück, und noch heute zeugen schöne alte Glasmalereien, in Blei gefaßt, unverändert in Farbe und Zeichnung, von

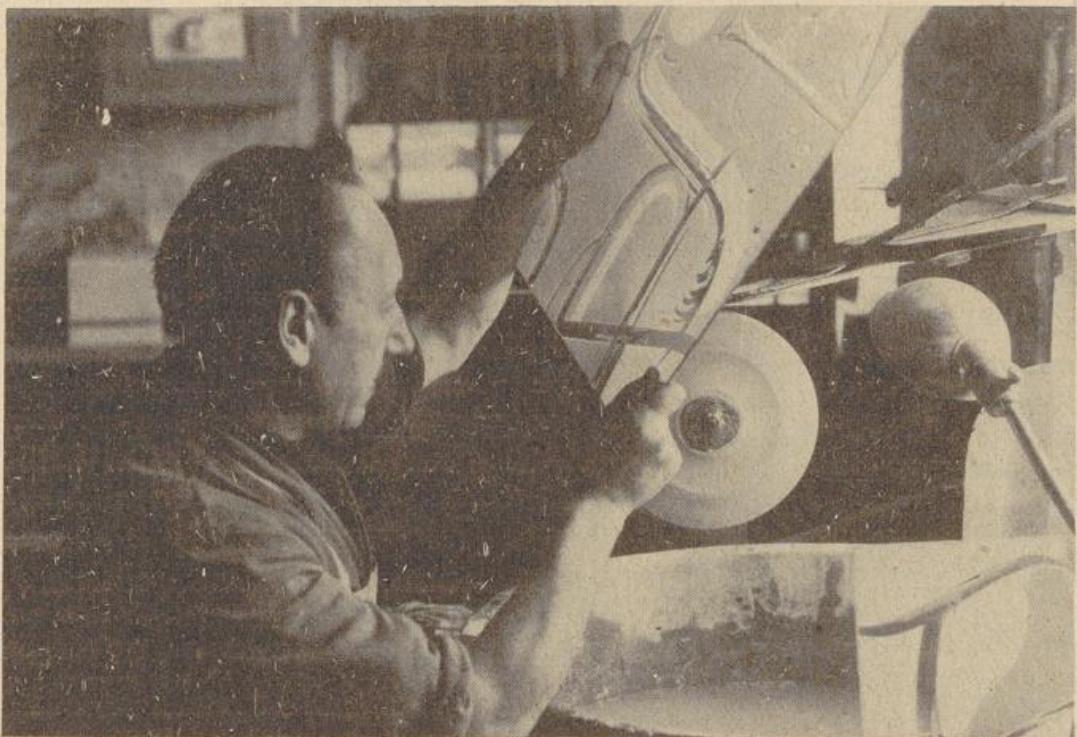
der Kunst der damaligen Zeit. Ähnlich wie bei einem Mosaikbild kann man auch hier von einer „Malerei für die Ewigkeit“ sprechen.

Wie beim Mosaiksetzer sind in diesem Beruf Geduld und Ausdauer am Arbeitsplatz und gute, schon geringe Farbschattierungen erkennende Augen Voraussetzung.

Der Kunstglasschleifer

Hohlglas und Flachglas wird dadurch, daß man Rillen, Sternchen, Kugeln oder sogar figürliche Darstellung in das Glas hineinschleift, in künstlerischer Hinsicht wertvoller.

Die Zeichnung eines Künstlers oder ein vorher aufgezeichnetes Muster wird durch Abpausen auf die zu schleifende Scheibe mittels Kohle- oder Blaupapier übertragen. Am Arbeitsplatz, dem sogenannten „Glasschleifstuhl“, dessen Welle durch einen elektrischen Motor und durch Riemen-Übertragung in schnelle Umdrehungen versetzt wird, schleift man in drei Arbeitsgängen. Je nach Schliffart und Zeichnung wird auf die Welle eine Schleifscheibe verschiedener Art, Stärke und Größe aufgesteckt und befestigt. Im 1. Arbeitsgang wird mit



einer Eisen-Schleifscheibe und einem Schleifmittel, welches mit Wasser verdünnt, von oben auf die sich schnell drehende Scheibe läuft, geschliffen. Durch Heranführen des Glases an die Schleifscheibe wird die Schliff-Linie aus dem Glas, wie man sagt, „herausgerissen“. Im 2. Arbeitsgang wird mit einer glatten Kunststein-Schleifscheibe und darüber laufendem Wasser der Schliff „fein“ nachgeschliffen, und im 3. Arbeitsgang wird dieser „Feinschliff“ mit einer Holzscheibe und einem Polier-Mittel (feuchtem Bimsstein-Mehl poliert und blank geschliffen. (Siehe Abbildung III).

Große Scheiben, die man nicht mehr mit der Kraft der Hände halten kann, werden gegen das Tageslicht vor eine Glasscheibe aufgestellt und daran befestigt. Eine über einen Elektro-Motor angetriebene bewegliche Welle mit der daran befestigten Schleifscheibe wird an die zu schleifende Scheibe herangeführt. Über die zu schleifende Fläche läuft aus einer besonderen Vorrichtung Wasser.

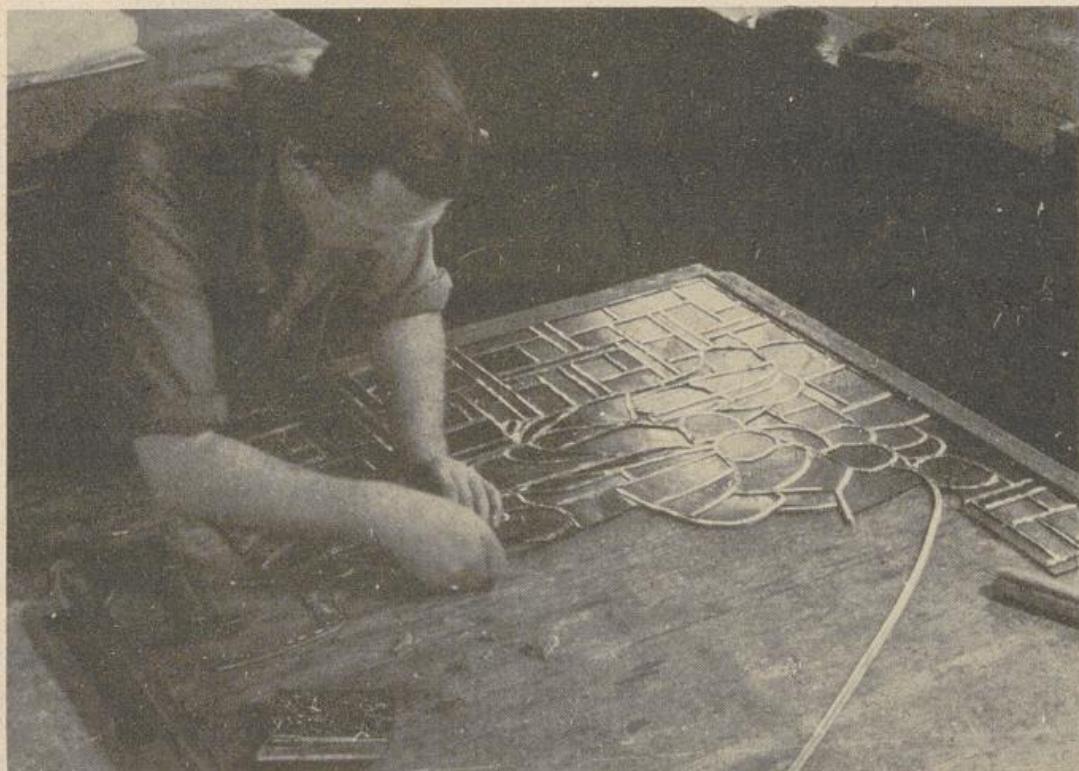
Die einzelnen Scheiben werden von einem Kunstglaser (siehe unten!) entweder am Bau an Ort und Stelle in vorhandene Holz- oder Metall-Konstruktionen eingesetzt oder in der Kunstglaserei durch Zusammenfügen mittels Blei- oder Messing-Sprossen zu einem Fenster verarbeitet.

Eine sichere Hand, gute Augen und nicht zu schwache Armmuskeln muß ein Lehrling besitzen, der hier lernen will. Das Einrichten des Arbeitsplatzes am Glasschleifstuhl bedingt auch, daß er etwas Sinn für technische Dinge besitzt.

Der Kunstglaser oder auch Bleiglaser

Neben den vielseitigen Arbeiten eines „Kunstglasers“, über die hier berichtet wird, muß er natürlich auch die sonst allgemein bekannten Arbeiten eines Glasers wie Blankscheibenverglasungen für Fenster, Glasdächer, Einsetzen von großen Schaufenster-Scheiben sowie das Einrahmen von Bildern beherrschen. Maße nehmen am Bau, manchmal auch unter Zuhilfenahme einer Anlegeleiter, wenn kein Gerüst steht, Anfertigung des genauen „Maß-Aufrisses“ und bei Blei- oder Kunst-Verglasungen zusätzlich die Anfertigung des sogenannten „Blei-Risses“ sind die Vorarbeiten zur Anfertigung von Verglasungen.

Nach dem Heraussuchen der Glassorten aus den Regalen mit vielen hundert Fächern erfolgt der Zuschnitt am Arbeitstisch. Zugeschnitten wird entweder mit einem Glasschneider, in den ein kleines Stahlräddchen eingelassen ist, oder mit einem in einen Holzknauf in Metall-Fassung eingelassenen Diamant-Splitter. Wenn die einzelnen Scheiben noch gemalt oder geschliffen werden, (siehe vorige Abschnitte „Der Glasmaler“ und „Der Glasschleifer“), kommen sie nach Beendigung dieser Arbeitsvorgänge zurück zum Kunstglaser, der nun die einzelnen Scheiben durch Zwischenfügen von doppel-T-förmigen Bleisprossen zu einem größeren Feld zusammenfügt. (Siehe Abbildung IV.) Jede Berührungsstelle zweier Bleisprossen wird mittels Zinn mit dem Lötkolben gelötet und damit eine durchgehende Verbindung hergestellt. Diese Arbeit



geschieht von beiden Seiten des Bleifeldes. Durch Auflöten von Flach- und Rundreisen-Stäben werden die Bleifelder versteift, damit sie, in eine Fensteröffnung eingesetzt, gegen Winddruck standhalten. Noch vor dem Einsetzen am Bau wird in der Werkstatt die Seite, die nach außen kommt und somit der Witterung ausgesetzt ist, verkittet, das heißt, daß man den Zwischenraum zwischen Bleisprosse und Glas mit verdünntem Fenster-Kitt ausfüllt. Die Bleiverglasung wird dadurch so abgedichtet, daß kein Regen hindurchkommen kann.

Eine gesundheitliche Gefährdung durch die Arbeit mit „Blei“ ist nicht gegeben, solange der Kunstglaser die selbstverständliche Pflicht beachtet, sich vor jedem Essen die Hände sorgfältig zu säubern.

Während der Mosaiksetzer, der Glasmaler und der Glasschleifer mit wenigen Ausnahmen eine sitzende Beschäftigung ausüben, werden fast alle „Glaserarbeiten“ im Stehen ausgeführt. Der Glaser-Lehrling muß — neben seinen guten Augen und einer sicheren Hand — auch körperlich flink und sehr beweglich sein. Gewissenhaft und genau muß er am Reißbrett seine Maß-Aufrisse anfertigen und auf Leitern und Gerüsten sich schwindelfrei bewegen können.

Jeder einzelne der vier genannten Berufe ist ein Lehrberuf für sich mit je drei Jahren Ausbildungszeit.

Hans W. Wagner

6. Aufgepaßt, die Malerin!

„Aufgepaßt, die Malerin!“ Das höre ich heute noch mehr oder weniger taktvoll rufen oder tuscheln, wenn ich mit Wagen, Leiter, Kalk, Malerkübeln und Lehrjungen auf dem Arbeitsplatz erscheine.

Ich bin nämlich keine Kunstmalerin, sondern einfach und bescheiden eine Malergehilfin im weißen Arbeitskittel, lackiere Möbel, streiche Wände, Gerüste, Maschinen, Decken, alles, was Schutz

gegen die Einwirkungen von Luft, Licht, Staub und Nässe braucht, um haltbarer und vielleicht auch — schöner zu werden.

Die Ursache zu meinem Berufsentschluß war ernst und traurig. Meine zwei Brüder sind rasch hintereinander im Osten gefallen. Unser Leid konnte ich nicht auslöschen, aber ich konnte versuchen, die Lücke auszufüllen.

Mein Vater besitzt ein angesehenes Malergeschäft in bester Lage. Der Name Julius D. hat in unserer Stadt einen guten Klang. Was sollte nun werden? Bestenfalls würde ich eines Tages heiraten, vielleicht einen Malermeister, dem unser Betrieb als reife Frucht in den Schoß fiele. Aber das hatten sich unsere Eltern nicht vorgestellt, als sie die Firma gründeten und unter Verzicht auf die Freuden eines weniger mühsamen Lebens für uns Kinder sich plagten.



Als ich eines Abends meinen Vater — wie schon öfter — gebeugt und sinnend im Garten stehen sah, war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihm helfen und das werden, was meine Brüder hatten werden sollen.

Mein nicht ganz alltäglicher Plan stieß anfänglich auf manchen Widerspruch: Wie ich mir das vorstelle, Staub einatmen, auf Leitern stehen, auf Gerüsten arbeiten; ein Mädchenkörper sei kein Riese an Kraft; es habe schon seinen Grund, wenn in der Regel... Ob ich mir denke, mit „Zimmer hübsch ausmalen“ sei die Hauptsache getan.

Im stillen sagte ich mir: Warum sollte nicht auch ein Mädchen Willenskraft haben, und im Turnen war ich eine der besten; was hier und da fehlen möchte, sei durch größere Gewissenhaftigkeit aufzuholen; würde nicht manche Hausfrau sich freuen, wenn ihre Sorgen beim Renovieren der Wohnung rücksichtsvoller beachtet würden als sonst... Abwarten, nur abwarten! sagte ich mir und lernte drei Jahre lang bei einem anderen Handwerksmeister der Stadt und übte bei ihm alles, was zum Fach gehörte, auch das abscheuliche Abkratzen vielfach überkleckster Wände, Tünchen, Weißbinden, Tapezieren, Lackieren; es gab im Kriege und nach ihm nur wenig guten Lack; sein beizender Geruch verursachte oft Kopfschmerzen. Ferner Farbenabstimmen, Schablonieren, Öl-anstrich wollten gelernt sein. In der fachlichen Berufsschule gab es Schriftmalen, Farbenlehre, Bindemittelkunde, Maltechniken, Geschichte des Handwerks; einfache Buchführung und der übrige kaufmännische Teil traten hinzu.

Manchmal hat mich der Spott der Mitschüler und nachher das verzeihende Lächeln der männlichen Berufskollegen unsicher und auch verdrossen gemacht. Aber ich rettete mich in mein „Abwarten“.

Die Gehilfenprüfung vor der Innung habe ich dann als Beste unter 17 männlichen und einem weiblichen Bewerber abgelegt. Es ist nicht aus Überheblichkeit gesagt, sondern aus Freude am Erreichten; denn ich weiß ohnehin, daß ich noch viel lernen muß, bis man mir das anvertrauen kann, womit man meinen Vater betraut, dessen frohe Gehilfin ich vorderhand bin. Ich habe vor später noch die 1½jährige Meisterschule für das Malerhandwerk zu besuchen oder wenigstens einen Meistervorbereitungskurs, in dem man sich in farbiger Raumgestaltung, Kunstgeschichte, Preisbildung und Scheck- und Wechsellehre vervollkommen kann.

Ein klein wenig liebäugle ich mit der künstlerischen Seite meines Berufs. Noch bin ich jung, aber es werden Jahre kommen, in denen ich nicht mehr alles leisten kann. Dann will ich vorbereitet sein. Zu gerne möchte ich Glas- und Porzellananmalen erlernen.

Aber das ist noch im weiten Felde. Jetzt gehören mir Leiter und Bürste, jetzt gehört mir die Wand, der Wohnblock inmitten der Trümmer, die Flüchtlings-siedlung vor der Krokswiese. Vorerst gibt's Arbeit genug, notwendige Arbeit, in der zu beweisen ist, daß nach den Ungewittern zweier Kriege auch Mädel etwas leisten müssen und können.

Julie D., Malergehilfin in München

7. Briefwechsel über den Beruf der Drogistin

Liebe Tante Maja!

Es ist nicht meine Schuld, wenn ich erst heute dazu komme, Dir für Deinen Brief zu danken, der wieder mal pfundig war. Ich war fest entschlossen, Deinem Rate zu folgen und am schulfreien Nachmittag alles abzuklappern, Gärtnerei und Töpferei. Aber alles fiel ins Wasser. Onkel Ernst hatte sich angesagt, und ich mußte Mutter helfen beim Kuchenbacken. In unserer Stadt war doch der große Drogisten-Kongreß, und dazu kam Onkel Ernst und wohnte natürlich bei uns.

Am ersten Abend seines Hierseins ging noch alles ziemlich friedlich ab. Ach nein, doch nicht! Er fuhr nämlich so elegant mit seinem Wagen in unseren Hof, daß er dabei Butzens Roller zu Kleinholz gemacht hat. Wenn er ihn ersetzt, ist es ja nicht so schlimm, obwohl Butz vor Weinen fast zerronnen ist.

Aber dann kam der zweite Abend. Die gesamte Familie saß bei Tisch. Gegessen war schon. Nun begann der Onkel mit seinem Vortrag. Er habe vernommen, daß ich aus der Schule komme und noch keine besonderen Berufswege eingeschlagen habe, auch meine Neigungen gingen nicht in eine genaue Richtung, und so halte er es für den einzigen richtigen Weg, zu ihm zu kommen, um eine gute Drogistenlehre durchzumachen. Bei ihm als Innungsmeister und ehrenamtlichem Fachprüfungsleiter sei ich in den besten Händen. Sein Geschäft sei auf der Höhe wie keines weit und breit. Und dabei hat doch hier bei uns keine Seele jemals davon geredet, daß ich Drogistin werden könnte.

Zuerst dachte ich in meiner hintersten Seelenkammer: Vielleicht ist es nicht gerade leicht, wenn man den ganzen Tag mit Arzneimitteln und Chemikalien umgehen, mit Grammen rechnen und immer bloß Bauchwetees und Seifen und solches Zeug riechen muß, aber trotzdem gefällt mir das ganz gut. Aber dann, Tante Maja, sah ich wieder Onkel Ernst an und hörte ihn reden und reden und dachte: Unmöglich! Ausgerechnet zu Onkel Ernst in die Lehre, ausgerechnet ich soll in das vergessene Nest am Ende der Welt? Aber Gott sei Dank hat Onkel Ernst ja meine Gedanken nicht gelesen.

Er hat weitergeredet, er hat eigentlich alles schon so ziemlich perfekt gemacht. Ich wäre glatt umgefallen, wenn ich nicht festgesessen hätte. Und Rolf warf



Silhouettenfries in einer
9. Schuljahrklasse

mir vielsagende Blicke zu, und Hannes zertrat mir mit seinen Genagelten unter dem Tisch fast die Zehen. Aber die Eltern waren ganz Ohr.

Einmal gelang es mir, mich zum Wort zu melden. Ich sagte ganz schüchtern: „Die Drogistenlehre kann ich doch auch hier machen. Wenn ich überhaupt Drogistin werden soll, brauche ich dazu doch nicht erst fortzufahren.“ Aber da war ich ins Fettnäpfchen getreten, mitten hinein sogar. Onkel Ernst war außer sich. Er war ehrlich entrüstet, denn schließlich hätte er mir doch nicht umsonst des langen und breiten die Vorzüge einer Lehre bei ihm auseinandergesetzt. Vater strafte mich mit einem einzigen Blick, und Mutter war richtig rot geworden. Ich schwieg jetzt nur noch, aber in mir sträubte sich alles. Es habe nun noch etwas Besonderes, etwas ganz Besonderes zu sagen, meinte der Onkel nach einer Pause, in der er Luft geholt hatte, und schaute dabei bedeutungsvoll zuerst zum Vater und dann zu uns, den Brüdern und mir herüber. Da sagte Mutter, ich solle Butz ins Bett bringen, und dann sollten wir Großen auch schlafen gehen. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. So schnell waren wir noch nie aus dem Zimmer. Kannst Du Dir vorstellen, liebe Tante, wie unglücklich ich war? Und ich bin es heute auch noch. Rolf meinte steif und fest, ich müsse mich ganz schnell für irgend etwas entscheiden und klipp und klar sagen, daß ich nicht Drogistin werden könne, dazu sei ich auch viel zu blöde. „Ich finde es aber prima, Drogistin zu werden“, jammerte ich, „nur eben nicht bei Onkel Ernst.“ Und da sagte Rolf, dann sei ich restlos verloren und überhaupt eine Gans, die im Herbst gerupft und gebraten würde.

Mit diesen Gedanken ging ich in der Nacht zu Bett. Es ist ein Wunder, daß ich überhaupt schlafen konnte. Am anderen Tag übte ich mich im Schweigen. Ich gab wohl Antwort, wenn ich etwas gefragt wurde, aber sehr knapp. Am dritten Tag wurde ich ins Wohnzimmer gerufen. Da saß auch der Onkel. Mir wurde eröffnet, daß Onkel Ernst und Tante Thilde, da sie keine eignen Kinder besaßen, beschlossen hätten, mich einmal zur Erbin der Drogerie und des Hauses einzusetzen, falls ich . . . natürlich den Weg einschlage, der mir vorgezeichnet werde. Vater und Onkel erwarten einen Luftsprung von mir; aber ich war nahe am Heulen. Ich sagte: „So!“, und dann war ich draußen . . .

Vor einer Stunde ist Onkel Ernst abgefahren. „Ihr hört wieder von mir“, war sein letztes Wort.

Jetzt weißt Du alles, und wenn ich plötzlich vor Eurer Türe stehe, dann weißt Du, was los ist.

Deine unglückliche Ursel

Mein liebes Patenkind!

Du weißt doch hoffentlich, daß die Besuche, die den meisten Staub aufwirbeln, die ungefährlichsten sind. Man kann ja auch putzen, wenn sie von der Bildfläche verschwunden sind. Was sagen die Eltern jetzt zu der Geschichte, nachdem der Onkel fort ist? Und was sagst Du?

Ach, wenn Onkel Ernst doch versucht hätte, Dich und die Eltern vernünftig zu beraten! Er hätte seinen Beruf dabei noch viel besser ins rechte Licht rücken können.

Es ist ein vielseitiger Beruf, weil er kaufmännische Kenntnisse wie Buchführung, Schriftverkehr, Lagerhaltung, kaufmännisches Rechnen, Lohnabrechnungen, Warenein- und -ausgang und noch dies und jenes mehr neben den ganz bestimmten Fach- und Warenkenntissen erfordert. Leicht ist er natürlich nicht. Unter uns wohnt ein Drogist in mittlerem Alter, der in Bälde eine eigene Drogerie haben, das heißt pachten wird. Wenn man jahrelang unter dem gleichen Dach wohnt, erfährt man hin und wieder voneinander. So weiß ich zum Beispiel, daß der Beruf unangenehme Seiten hat. Man muß mit Farben, Ölen und Fetten umgehen und wird dabei gräßlich schmutzig; beim Mischen der Heilkräuter ist der feine Staub für die Schleimhäute unangenehm, und der starkkriechende Salmiak oder die gefährliche Salzsäure setzen dem einen oder anderen schon ein bißchen zu. Und da heißt es auch aufpassen! Es sei übrigens gar nicht selten, daß ein Lehrling aufgeben müsse, weil seine Haut gewisse Säuren einfach nicht erträgt, und bei einem hätten sich sehr bösartige Ausschläge eingestellt. Dafür soll die Arbeit im Labor hochinteressant sein, besonders die Herstellung von Salben und Tinkturen. Mein Hausgenosse ist ein halber Apotheker, der die Kundschaft über Arzneimittel und Chemikalien vorzüglich beraten kann. Er ist übrigens viel im Fotolabor tätig und hilft Entwickler und Fixierbad ansetzen, Filme entwickeln oder Abzüge machen. Ja, er hat sehr viel Erfahrung und die Schaufensterdekoration macht er seit Jahren mit dem jeweiligen Lehrling allein.

Damit ich es nicht vergesse, will ich Dir gleich sagen, daß während der dreijährigen Lehrzeit einmal wöchentlich die Drogisten-Fachschule zu besuchen ist, deren Unterricht alle möglichen Fächer einschließt. Um nur einige zu nennen; Chemie, Botanik, Physik, Arzneimittel- und Gift-Verordnung und Drogenkunde. Du siehst, daß man schon eine überdurchschnittliche Begabung haben muß, wenn man diesen Beruf ergreift. Natürlich gehört auch etwas Latein dazu, das man nebenbei sich einpaukt, und daneben läuft der rein kaufmännische Kursus weiter. Ohne die kaufmännische Prüfung wird man gar nicht zur Drogistenprüfung und zu der sich anschließenden vorgeschriebenen Gift-Prüfung durch den Amtsarzt zugelassen. Jetzt ist es Dir sicher ganz schwindelig geworden von dem Vielerlei, aber ich finde doch, daß es ein wirklich feiner Beruf ist, besonders für ein Mädchen.. Das findest Du doch auch? Ich habe gut gemerkt, wie er Dich ein bißchen in Bann geschlagen hat. Aber dann hat man Dir den Köder mit der Erberei unter die Nase gehalten. Da hast Du gefaucht und natürlich nicht zugebissen. Das hätte ich auch nicht ge-

tan. Berechnungen dieser Art dürfen mal bei älteren Leuten mit dem Verstand bedacht und überlegt werden, aber niemals bei jungen.

Natürlich ist es schade, daß Deine Besuche in der Gärtnerei und in der Töpferei ins Wasser gefallen sind' und Du nun so durchgedreht bist, daß Du erst recht wie der Fisch im Trockenen zappelst. Aber das wird auch wieder in Ordnung kommen. Wußtest Du übrigens, daß es über 300 verschiedene Frauenberufe gibt, und meinst Du nicht, wir fänden darunter noch einen für Dich, und zwar den richtigen? Gar kein Grund zum Verzweifeln!

Sei nicht böse, bitte, wenn ich nun Schluß mache. Es ist gar nichts Wichtiges, was ich heute vor habe. Ich mache deshalb Schluß, weil es gut ist, auch einmal zu schweigen und in sich hineinzuhören. Denn, nicht wahr, zerreden wollen wir Deine Angelegenheit nicht. Dazu ist sie eben doch zu ernst. Auch ich lasse wieder von mir hören wie der Onkel Ernst!

Stets Deine Tante Maja

(Martha-Maria Bosch)

8. Fräulein, bitte zum Diktat!

In den Schaufenstern der Buchhandlungen sieht man seit einiger Zeit in hellem Scheine bunt kartonierte Bücher in Brusttaschenformat, die alle nur 1,90 DM kosten; in den Läden präsentieren sie sich meist noch einmal, auf drehbaren Gestellen über — und nebeneinander lockend aufgebaut. Unter ihnen fällt uns eins mit dem obigen Titel besonders auf, unter diesem das Bild eines jungen Mädchens in modischer Bluse mit einer riesigen weißgetupften lila Schleife; die eine Hand hält einen Patentschreibblock bereit, die andere zückt den langen Bleistift; natürlich fehlen die roten Fingernägel nicht.

Der Verfasser des Buches, LUDWIG REINERS, steht als kaufmännischer Direktor eines großen Unternehmens mitten in der Praxis und ist gleichzeitig als ein außerordentlich gewandter Schriftsteller bekannt. Beides — seine Sach- und Menschenkenntnis sowohl als auch den guten Stil — wird man schon aus den paar Seiten erkennen, die wir hier als Mosaiksteinchen zum *Berufsbild der Stenotypistin und der Sekretärin* ausgesucht haben. Er beginnt mit einem Brief an die „liebe Leserin“, worin es u. a. heißt:

„Gott der Herr hat die Frauen bestimmt nicht dazu gemacht, täglich 8 Stunden an einer Schreibmaschine zu sitzen“ — dies Wort eines jungen Mädchens blieb mir lange im Ohr. Ich kann auch die Stimmung, die daraus spricht, gut verstehen.

Aber wir dürfen diesen Beruf nicht an unseren Wunschträumen messen, sondern an anderen Frauenberufen, dürfen ihn auch nicht oberflächlich auffassen und ausüben; aber wer ihn nicht mechanisch, sondern überlegen handhabt, kann in ihm Befriedigung finden.

Gewiß — es klafft ein Abgrund zwischen der *Durchschnittsstenotypistin* einer Schreibstube, die tagaus, tagein für nicht allzuviel Geld ihre Seiten heruntertippt, ohne viel nachzudenken (was übrigens nicht verboten ist!), und der *Direktionssekretärin*, die mit den Problemen des Geschäfts innerlich verbunden ist und ein beträchtliches Gehalt beansprucht und erhält. Um diese Stellung haben übrigens in unseren Tagen Römane und Filme viel Märchenromantik gewoben.

Bestehen bleibt aber der zwiespältige Charakter der Aufgabe: halb Hilfe, halb Fürsorge; dem „Chef“ zeitlich stärker verbunden als seine Frau; mit mechanischer Arbeit belastet, aber in viele Geheimnisse des Geschäfts durch Schreiben der Briefe und der Protokolle eingeweiht; scheinbar nur bloße Hilfskraft, aber doch in der Haltung einer Dame: nur wenige Frauenberufe geben soviel Gelegenheit, menschliche und vor allem weibliche Qualitäten zu entfalten.

Zwischen der bloßen Stenotypistin und der rechten Hand des Chefs liegen *viele Übergangsstufen*. Glauben Sie nicht, liebe Leserin, Sie könnten nicht aufsteigen, weil Sie nur eine bescheidene Schulbildung haben! In meinem Bereich sitzen etwa 80 Mädchen an Schreibmaschinen, und im Laufe der Jahre habe ich ein paar hundert kennengelernt. Die mit höherer Schulbildung waren nicht immer die besten. *Mitdenken, Zuverlässigkeit und kaufmännische Gewandtheit* sind Sache der Begabung. Deshalb trägt jedes Mädchen mit diesen Eigenschaften den Marschallstab der Sekretärin in der Handtasche . . .

Von den vielen *Ratschlägen*, die der Verfasser den Stenotypistinnen und Sekretärinnen gibt, hier wenigstens einige:

1. Beim Diktat in die Maschine sehen Sie auf den Mund des Ansagers. Sie können die aufeinandergepreßten Lippen des m und den breiten Mund des n instinktiv unterscheiden. Übung ist alles!
2. Bevor Sie mit der *Übertragung aus einem Stenogramm* anfangen, lesen Sie sich den Brief durch, der beantwortet werden soll. Sein Verständnis erspart Irrtümer!
3. Wenn Sie die *Schreibung eines Wortes* nicht genau wissen, schlagen Sie vorher im Wörterbuch nach. Genauigkeit ist wichtiger als Schnelligkeit!
4. Wenn eine Stelle Ihres Stenogramms keinen rechten Sinn gibt, haben Sie einen Fehler gemacht. Besser dann fragen (Kollegin, Bürovorstand, letzten Endes den Diktierenden selbst) als raten!
5. Mein Lehrherr pflegte zu sagen: Stenotypistinnen, die Briefe vorlegen, die sie vorher nicht selbst *genau* durchgelesen haben, sollte man aufhängen. — Heute dürfte es solche leichtsinnigen Geschöpfe nicht mehr geben (?). Das Durchlesen muß erfolgen, ehe das Blatt aus der Maschine genommen wird; Verbesserungen sind sonst zeitraubend. Diktat und Brieftext müssen fehlerlos übereinstimmen. Der Chef kann vor der Unterschrift nicht Zeile um Zeile kontrollieren!
6. Chefs rechnen ungern und oft falsch, weil sie keine Übung haben. Lernen Sie deshalb sofort, mit Rechenmaschinen umzugehen. Überlegen Sie die Dezimalstellen genau, die sind wichtig!
7. Sie müssen vor dem Chef da sein und nach ihm gehen!
8. Seien Sie liebenswürdig gegen alle, auch gegenüber dem unscheinbarsten Besucher! Eine liebenswürdige Sekretärin macht das Wetter des Betriebes!

Nachsatz: Wenn der Chef einen Diktierapparat anschafft, brauchen Sie nicht zu verzweifeln. Zuerst ist es anstrengender, auf die Dauer angenehmer.

Auch das Telefonieren im Auftrage der Firma will gelernt sein

Der Verfasser stellt Beispiele und Gegenbeispiele gegenüber: wie man es nicht machen soll und wie es richtig ist.

In unserem Fall hat eine Sekretärin des Direktionsbüros der Essener Eisenhütten die telefonische Verbindung eines Anrufers mit ihrem Chef herzustellen. Die linke Spalte zeigt, wie Fr. Sauer diese Aufgabe anfaßt, die rechte, wie Fr. Kluge so etwas zu machen pflegt.

Wir vergleichen die beiden Fassungen mit einander und fragen uns, warum die eine der anderen überlegen ist.

(S.=Fr. Sauer, Kl.=Fr. Kluge, Ro.=Direktor Rosenau, X oder Pr.=H. Prinz)

S. „Hier ist Fr. Sauer“. — X. „Verbinden Sie mich mit Direktor Rosenau“.

S. „Ich bin seine Sekretärin“.

X. „Verbinden Sie mich mit ihm!“ —

S. „Wer ist dort, bitte?“

X. „Das werde ich ihm schon sagen“. —

S. „Einen Augenblick, bitte . . .“

S. „Herr Direktor, da ist ein Herr am Apparat, der sagt seinen Namen nicht.“

Ro. „Ich habe Ihnen schon zehnmal gesagt, ich spreche nicht mit Unbekannten. Ich habe auch keine Zeit, ich muß Ihnen noch Verschiedenes für die Turiner Reise nächste Woche diktieren“.

S. „Bitte, sind Sie noch da? Sie müssen erst Ihren Namen sagen“.

X. „Herrgott, sagen Sie ihm, Prinz Solingen ist am Apparat, ein alter Bekannter von ihm“.

S. „Entschuldigen Sie bitte vielmals, ich werde gleich melden — Herr Direktor, ach bitte, am Apparat ist ein Prinz Solingen.“

Ro. „Unsinn, der Mann heißt Prinz und ist aus Solingen. Alter Schnorrer! Bin nicht zu Hause, ab morgen verreist“.

S. „Herr Prinz, leider ist Herr Direktor ausgegangen“.

Kl. „Vorzimmer Rosenau, Kluge“.—

X. „Verbinden Sie mich mit Herrn Rosenau!“

Kl. „Wen darf ich melden?“ —

X. „Das sag ich ihm selber!“ —

Kl. „Herr Rosenau ist zur Zeit überlastet. Ich darf nur unter Namensnennung Gespräche weiterleiten. Weiß auch nicht, ob er noch im Haus ist“.

X. „Melden Sie Prinz Solingen, alter Bekannter“.

Kl. „Herr Rosenau, ein Prinz Solingen möchte Sie sprechen“.

Ro. „Der Kerl heißt Prinz, ist aber keiner. Alter Schnorrer! Bin außer Haus, ab morgen verreist.“

Kl. „Herr Prinz, Herr Rosenau hat in der letzten Viertelstunde das Haus verlassen. Darf ich um Ihre Nummer bitten, dann kann ich Sie verständigen, falls Herr Direktor heute noch zurückkommt.“

Pr. „737812, werde dort geholt. Aber ich rufe morgen selber noch mal an“.

Kl. „Herr Rosenau verreist leider schon morgen“.—

X. „Wohin denn?“

Kl. „Er hat nichts gesagt“.—

X. „Und wie lange?“

Kl. „Ich habe darüber nichts vorliegen“.—

Pr. „Reden Sie keinen Kohl, Mädchen. Also gut, ich rufe morgen früh nochmals an“.

S. „Herr Direktor Rosenau verreist morgen“. —

Pr. „Wo fährt er denn hin?“

S. „Nach Italien“. — Pr. „Aha, sicher nach Venedig“, — S. „Nein, nach Turin“.

Pr. „Aha, wahrscheinlich mit Herrn Prokuristen Rettich“.

S. „Nein, Herr Oberingenieur Luber fährt mit“.

Pr. „So, so! Na, auf Wiederhören!“

S. „Herr Direktor, den Prinz habe ich gut abgehängt. Ich habe ihm gesagt, Sie fahren schon morgen mit Herrn Luber nach Turin“ . . .

Ro. „Frl. Sauer, Sie sind dümmer, als die Polizei erlaubt. Genau das hat der Mann gerne wissen wollen. Der arbeitet doch für die Konkurrenz! Haben Sie die Nummer von dem Kerl?“

S. „Leider nicht, Herr Direktor“.

Der Verfasser hat übrigens dem Telefonat den Satz vorangestellt: „Wenn wir von den Fehlern anderer zu lernen vermöchten, wären wir alle erfolgreiche Menschen“.

9. Zwei Briefe für die künftigen Kaufleute

Der erste Brief stammt aus der Feder eines Nichtfachmanns und ist an dessen Sohn gerichtet, der in Soest im Geschäft seiner Oheime in der *kaufmännischen Lehre* war. Später ist er ein bekannter Dichter geworden, FERDINAND FREILIGRATH, der auch in unserem Lesebuch mit einem Gedicht vertreten ist (s. S. 261). Vater Freiligrath schrieb an den 15jährigen Ferdinand im Juli 1825 folgenden Brief:

„Was Du mir in betreff Deines Tuns und Deines Lernens mitteilst, so kann ich nur über das Zweite ein Urteil fällen; über Dein Treiben als Lehrling würde schon deshalb meine Aussage null und nichtig scheinen, weil ich wohl weiß, wozu Zucker und Kaffee gebraucht werden, aber durchaus nicht Rede und

X. „Er wird doch seiner Sekretärin sagen, was er vorhat!“

Kl. „Ich bin nur zur Aushilfe im Vorzimmer“. —

X. „Ich glaube Ihnen zwar kein Wort, aber richtig sind Sie“.

Zettel für Direktor Rosenau:

„Herr Prinz versuchte vergeblich herauszubekommen, wohin und wie lange Sie verreisen. Tel. 737812 (geholt)“.

Antwort stehen kann, auf welchem Platze, nach welchem Preis-Courant, mit welchen Spesen gekauft werden muß, um mit den Kaufleuten desselben Ortes in Konkurrenz zu bleiben und dennoch die gehörigen und sogar nötigen Prozente zu gewinnen. Das sind Sachen, die ich ganz unbedingt Deinen beiden lieben Oheimen überlasse.

Nach dem, was Du mir über deren Ansichten über Deine außerberufliche Bildung mitteilst, kann ich mich nur freuen; es ist ein großer Vorteil für Dich, daß Deine beiden Onkel selbst literarisch gebildet sind und bis jetzt in den Stunden ihrer Erholung gerne den Musen huldigen.

Ahme Du diesen beiden, lieber Ferdinand, nach, sei nach den Stunden der Arbeit nie zu müde, Dich Büchern zu widmen, an denen Du Dich innerlich weiterbilden kannst. Tust Du das, so werden sie Dich noch beglücken, wenn auch alles andere wanken sollte.

Lieber Ferdinand, Du bist ein Freiligrath, und das waren immer kraftvolle, mitunter auch wohl eigensinnige Kerle. Das letztere brauchst Du nun nicht zu werden; aber das erstere wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Du weißt, ich habe außer der Erziehung von meinem seligen Vater wenig erhalten; aber durch diese Erziehung gab er mir Kraft und einen Willen, durch den es mir oft möglich geworden ist, mein Begehrungsvermögen zu beherrschen. Es ist dies das köstlichste Gut, das er mir hinterlassen hat; ich achte es aber auch höher als Tonnen Goldes. Also noch einmal, lieber Ferdinand, handle kraftvoll, und sei immer tätig!

NS. Trachte auch vorzüglich nach einer schönen Handschrift, die darf Dir als Kaufmann durchaus nicht fehlen, und sie dürfte in Zukunft zu Deinem Fortkommen vielleicht ein nicht Geringes in die Waagschale Deines Glückes legen. Adieu, mein lieber Junge.“

Der zweite Brief ist von einem Fachmann geschrieben, der von der Picke auf gelernt und es im kaufmännischen Leben zu etwas gebracht hat. Er leitet daraus mit gutem Grund die Berechtigung ab, ein Wort an die jungen Kaufleute zu richten. Seine Zeilen sind im Jahre 1950 geschrieben.

Seit dem ersten Tage meiner Lehrzeit, als ich eine ganze Schaufel Kaffeebohnen auf den Fußboden des Ladens kippte und dafür den ersten, allerdings noch gelinden Anschnauer meines Lehrchefs einheimste, bis zum heutigen Tage sind genau 46 Jahre vergangen. In diesem langen Menschenalter habe ich mich stets mit Lebensmitteln beschäftigt, sei es als ungeschickter, noch jugendverträumter Stift, als Verkäufer hinter dem Ladentisch eines Einzelhandelsgeschäftes oder eines Filialunternehmens, als Korrespondent und späterer Reisender einer Kaffefirma oder als erster Mann in einer Kolonialwarengroßhandlung. Und dann führte der Weg, immer umgeben von Zucker, Reis, Kaffee, Gewürzen und Südfrüchten, bergauf und bergab durch viele Zweige

des Klein- und Großhandels, der Edeka und der Konsumgenossenschaften. Der Weg führte mich in viele Fabriken und in viele Lebensmittellager und ließ mich auch manchesmal im Ausland sehen, wie dort Lebens- und Genußmittel wachsen, hergestellt und behandelt werden. Ganz gleich, ob die Ware aus den Produktionsländern herangeholt wird, ob sie durch die Fabrikation geht oder in ihrem ursprünglichen Zustand über den Ladentisch gereicht wird, die letzte Einflußmöglichkeit des warenkundigen Kaufmanns ist und bleibt wichtig.

Die meisten Waren sind Nahrungsmittel. Sie enden in der Küche und auf dem Tisch. Also müssen sie so beschaffen sein, daß sie auch dieser Aufgabe, die Grundlage guter nahrhafter und schmackhafter Mahlzeiten zu sein, entsprechen. Die Unterschiede zwischen billiger und teurer Ware spielen hierbei keine Rolle. Auch die billige Ware muß diesen Ansprüchen gerecht werden.

Nicht alles, was angepriesen wird, ist gut und empfehlenswert. Es kann demnach durchaus möglich werden, die Hausfrau in ihrem Interesse von dem Einkauf einer Ware abzuhalten und sie zu belehren, an deren Stelle eine andere Ware zu kaufen. Die Beeinflussung der Hausfrau, dann einzukaufen, wenn die Ernte die Ware reichlich darbietet, und den Einkauf zurückzuhalten, wenn die Ware rar ist oder nur mit großen Kosten herangeschafft werden kann, hat auch entscheidende volkswirtschaftliche Bedeutung. Der Weg bis zu diesem Ziele ist lang und mühsam. Er verlangt Liebe zum Beruf und vor allem Beharrlichkeit. Die meisten bleiben auf halbem Wege stehen und eignen sich nur ein Halbwissen an, das in Zeiten der Warenknappheit genügen mag; dann aber, wenn die Ware den Käufer sucht, nicht ausreicht.

Ich nehme als ein Beispiel den Kaffee. Wer es nicht fertig bringt, sich mit seiner Geschichte, seinem Anbau, dem Import, dem Röstprozeß bis zur fachkundigen Tassenprobe zu befassen, wird niemals ein tüchtiger Kaffeekaufmann werden, dessen Laden in Verbraucherkreisen sich empfiehlt. Das Studium der warenkundlichen Literatur ist deshalb wertvoll.

Um die für den Beruf notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben, ist ferner der dauernde Umgang mit der Ware eine Notwendigkeit. Die Ware muß einem täglich durch die Finger gehen, man muß immerfort vergleichen und probieren können und sich dadurch das Wissen aneignen, das kein Buch und kein theoretischer Unterricht so eindrucksvoll vermitteln können. Aus diesem täglichen praktischen Umgang mit der Ware erwachsen dann von selbst Sicherheit und Verantwortungswille als Grundlage einer vertrauenerweckenden Beratung und Versorgung des Verbrauchers.

Im Sinne dieser großen Aufgabe grüße ich den kaufmännischen Nachwuchs.

Fritz Klein, Verfasser von „Großes Lebensmittelbuch“,
Verlag Westermann